Günther's

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Herausgegeben

von

Alfred Meißner.

XXVII. Jahrgang. 20. Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1872.

Die Türken in München.

Roman

von

Herman Schmid.

Zweiter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1872.

Erstes Kapitel.

Prügel überall.

Es war wieder um die Mittagszeit und die Hitze so drückend, wie sie im Sommer auf den Kiesflächen an der Isar mit angenehmer Vorliebe sich zu entwickeln pflegt. Die ganze Neuhausergasse war wie ausgestorben; wer nicht hinaus mußte, hatte sich in die Häuser geflüchtet, von wo schon die Teller der Mahlzeit klapperten; nur hier und da huschte eine Magd, den mächtigen leeren Henkelkrug am Arme, im schmalen Häuserschatten hin, um in die Vorhalle eines Brauhauses hineinzuschlüpfen und dann beträchtlich langsamer und mit voller Ladung belastet zurückzuwandeln — eine Friedenstaube, deren Erscheinen nicht das Verschwinden einer Flut ankündigte, sondern deren erfrischende Ankunft. In diesen kühlen Vorhallen hatte sich Alles

zusammengefunden, was nicht einer eigenen Familie angehörte oder das weit entlegene Heim nicht erreichen konnte, und auch in dem stattlichen Hause zum Brügelbräu war eine ziemliche Anzahl solcher Gäste versammelt. Zwar war der Boden nur mit groben Bretern gedielt, die längst nicht mehr übertünchten Wände waren unrein und verkritzelt, aber es war kühl und erfrischend in dem gewölbten Thorweg, und wenn sich die Kellerthür aufthat, wehte ein feuchter Duft daraus hervor und spielte lieblich mit den Blättern der beiden Birkenstämme, die zu den Seiten der Hausthür in Wasserkübeln aufgestellt waren. Ihre lichten, unruhigen Blätterschatten spielten auf den nächsten Tischen und Bänken und auf den Körben eines alten Weibes, das hart am Eingang sitzend Nüsse und Rettige feilbot, theils einzeln und groß, schon durch Umfang und Farbe die innewohnende scharfe Würze verrathend, theils niedlich und klein, in zierliche Büschel gebunden, in deren grünen Blättern sie mit ihrem lebhaften Roth sich so verlockend ausnahmen wie Rosen im Busch. Durch den offenen Hinterthorbogen sah man ins Freie oder gewahrte doch ein Stückchen blauen Himmels über dem abgeschlossenen Hofraum, an dessen einer Seite sich eine lange luftige Halle mit hohen, schmalen Fenstern, gleich denen einer Kirche, hinzog.

Hinter den Drahtgittern derselben hervor ertönte ein eigenthümliches leises Rauschen, manchmal von dem hallenden, unverstandenen Rufe einer kräftigen Männerstimme unterbrochen: es war das Brauhaus, wo die Brauknechte die braune Flut mit mächtigen Stangen rührten, damit sie eher verkühle, während andere die Zahl der Eimer angaben, welche in die große, bereits zu einem neuen Sud vorbereitete Pfanne gegossen wurden. In nächster Nähe gesehen mochte die Täuschung wohl verschwinden; aber von fern hörte sich's an, als ob Nixen oder Nymphen im heimlichen Walde in einer versteckten Quelle plätscherten und vom Gebirge herab der Ruf eines lauschenden Satyrs ertönte, der einen Schrei der Freude und des Wohlgefühls ausstieß.

Die Thür zur Zechstube stand weit offen und ließ die einfachen, aber mit Sorgfalt blank gescheuerten Eichentische erkennen, welche sich mit ihren gewundenen vier Beinen so mächtig spreizten, als sei das gläserne massive Salzfaß, das auf jedem stand, eine Last, die sie kaum zu tragen vermöchten. An den Wänden hin und zwischen den Tischen standen Bänke von gleicher Art, durch keine Lehnen geschieden, sodaß die Rücken der darauf Sitzenden an einander eine willkommene gegenseitige Stütze und einen bequemen Ruhepunkt finden

konnten. Ueber den Tischen hingen in gläsernen Kästchen allerlei sonderbare Zeichen herab: hier ein in Holz geschnitzter, hochbeladener Frachtwagen mit Fuhrmann und Sechsgespann, dort ein Ochse, der von dem vor ihm stehenden Burschen in weißer Schürze und rother Weste eben den fatalen Beilschlag erhalten sollte, oder endlich ein zierlich bebänderter Hobel mit Bohrer, Stemmeisen und Säge. Es waren die Zeichen, daß hier die Fuhrleute, Metzger und Tischler ihre ehrsame Zunftherberge aufgeschlagen hatten, in der jeder zugereiste Geselle Bewirthung und ein Gastgeschenk empfing oder, wenn er sein Felleisen nicht mehr weiter schleppen mochte, bei einem Meister Arbeit zugewiesen erhielt. Die Tische unter den Zunftzeichen waren ausschließend für die Genossen des Gewerks bestimmt, und es wäre Niemand zu rathen gewesen, sich dahin zu setzen, wer sich nicht durch offene Kundschaft auszuweisen vermochte; er hätte zu gewärtigen gehabt, als Pfuscher von den Gegenübersitzenden an den Haaren gepackt und zur großen Ergötzlichkeit der ganzen Zechstube dreimal über den Tisch gezogen zu werden. An Einrichtung befand sich nicht viel in der Stube; in der Ecke stand ein riesiger Kachelofen, auf dessen grün und weiß gebrannten Lehmplatten die ganze weltliche und biblische Geschichte von Erschaffung der Welt bis hinunter auf

Kaiser Carolus in halb erhabenen, mitunter sehr befremdlichen Gestalten angebracht war; ein zweites Geräth war der nicht minder umfangreiche Schenktisch, mit steinernen Maßkrügen bis an die Decke besetzt, während seitwärts in einem etwas dunklern Winkel eine schwarze Holztafel mit geheimnißvollen Kreidestrichen hing, die Zahl der halben und ganzen Maße verkündend, deren Umtausch gegen baare Münze noch nicht vollständig gelungen war.

Das Bier mußte gut, der Durst wie die Hitze groß sein; denn wie der Thorweg waren auch in der Zechstube fast alle Tische besetzt. Unter dem Frachtwagen saßen ein paar schwäbische Fuhrleute im blauen Staubkittel; der Tisch der Metzger war leer; aber an jenem der Schreiner hatte sich ein alter Handwerksbursche niedergelassen, dem an dem abgetragenen, geflickten Rocke, den stark abgelaufenen Schuhen sowie an dem verwitterten Gesicht abzulesen war, daß er seit Jahren unterwegs und wohl immer mehr auf der Wanderschaft als in Arbeit gewiesen. Ein grobes Felleisen lag halb leer unter dem Tische; sein Herr aber ließ sich das Bier weidlich munden und rief manchmal, da ihm die Einsamkeit nicht zu gefallen schien, ein paar Worte zu den Schwaben hinüber, auf welche diese dann freundlich erwiderten, obwohl sie die Rede des

Gesellen nicht verstanden, weil er die sächsische Mundart sprach. Das störte sie aber nicht; denn dem Sachsen ging es ebenso; er verstand hinwieder nicht, was die Schwaben gesagt hatten. Dessenungeachtet ging die Unterhaltung ihren erquicklichen Gang und über jede Stockung half das Zutrinken hinweg. Die übrigen Plätze waren von Handlangern und Maurergesellen eingenommen, welche während der Mittagsrast Wurst und Brod zum Mittagsmahl verzehrten; es waren damals gute Tage für sie in München, denn an der kurfürstlichen Residenz und am Jesuitenkloster wurde gebaut; sie hatten vollauf zu thun und konnten wohl leben zu einer Zeit, in welcher die Maß Bier drei Kreuzer galt und, wer sich ein Gericht Fleisch vergönnen konnte, für den nämlichen Betrag ein Stück erhielt, das recht wohl für zwei Tage auszureichen vermochte. Sie waren fröhlich und guter Dinge, wie nicht minder einige Bauern aus der Dachauer Gegend, die zur Schranne gekommen und nun aus Freude über den guten Verkauf ihren Weibern und Töchtern weidlich einschenkten, welche in ihren sonderbaren, enganliegenden Hauben aus Drahtspitzen, den hoch hinaufgeschobenen Miedern und den kurzen, dicken und buntgesäumten Röcken zwar sehr wunderlich, aber doch seelenvergnügt neben ihnen saßen. Im Thorweg hatten auch einige türkische Ge-

fangene Platz gefunden; denn der Stadtrath von München ließ damals gerade die Neuhausergasse mit jenem hügelartigen Gemenge von Feldsteinen belegen, das man Pflaster nannte, und da die Arbeit dringend war, hatte man einige Türken herbeigeholt, die gegen geringe Vergütung überall und gern zu jeder Aushülfe bereit waren.

In der Stube selbst, hin und her, von und zu der Kellermündung wanderte rüstig und unverdrossen ein Mädchen, dem zur Schönheit nichts fehlte, als minder groß zu sein. Die Züge des Gesichts waren regelmäßig und anmuthig, die braunen Augen lebhaft und voll Ausdruck; das dunkle Haar flocht sich in vollen und reichen Zöpfen um die damals noch übliche breite Silberhaube, welche später zum Riegelhäubchen zusammenschrumpfte, und der durch das schwarze Mieder mit reichem Kettengeschnür und Münzbehäng noch hervorgehobene Wuchs war tannenschlank und ließ keine Ausstellung zu. Alles an ihr war im Einzelnen hübsch, aber das Ganze war etwas zu groß ausgefallen; es war eine Gestalt wie die Hünenfrau der nordischen Sage, ganz geeignet, die Stammmutter eines Geschlechts von Enakssöhnen zu werden.

Es war keine Kleinigkeit, von Augenblick zu Augenblick mit dem Arm voll Krüge die Fallthür des Kellers

zu öffnen, zwanzig Stufen hinunterzulaufen und mit den gefüllten wieder heraufzueilen; aber es schien dem Mädchen nicht die mindeste Anstrengung zu kosten, und wenn sie auch so eben von der Wanderung zurückkam, war sie doch, sobald ein Krugdeckel zuklappte, bereit, sie im nächsten Augenblick aufs neue anzutreten. Sie vergaß niemals bei jedem Kruge, den sie brachte, das fromme „Gesegne's Gott!" hinzuzusetzen, weigerte sich auch nicht, wenn es ihr „gebracht" wurde, den Krug an den Mund zu setzen und Bescheid thuend anzutrinken; sonst aber war sie kurz angebunden und in Worten karg. Die Gäste schienen das auch wohl zu wissen und sich nicht daran zu kehren, denn sie machten keine Versuche, mit ihr ins Gespräch zu kommen. Nur der Tischler aus Sachsenland, dem die volle, starke Dirne in die Augen stach, versuchte einigemal, seine heimische Artigkeit leuchten zu lassen und sie in eine Unterhaltung zu verwickeln. Sie aber wies ihn kurz und derb damit ab, daß sie zum Reden keine Zeit habe, und als er den Versuch wiederholte und zugleich so weit ausdehnte, daß er anfing, sie auf den vollen, bloßen Arm zu tätscheln, schlug sie ihn auf die Hand, daß er es nach einer Viertelstunde noch spürte, und sagte ihm rundweg, er solle sie in Ruhe lassen, sein Geschwätz sei ihr zu dumm.

Mit einem Male jedoch schien es, als ob in der bisherigen Regsamkeit ein völliger Stillstand eingetreten; es war, als wäre ein Uhrwerk, das bisher gleichmäßig fortgelaufen, mit einem Ruck ins Stocken gerathen. Die Kellnerin hatte jetzt Anderes zu thun. Ein Brauknecht war gekommen und hatte aus dem Hauptkeller ein großes Faß herbeigerollt, das nun in den Schenkkeller hinunterkommen und an einem Seile über die Stufen hinuntergelassen werden mußte. Der Brauknecht war ein schöner Bursche mit einem Gesicht wie Milch und Blut, blauen Augen und blonden Haaren, aber womöglich von noch riesigern Verhältnissen als das Mädchen. Nacken und Rücken waren breit und doch geschmeidig; die gewölbte Brust verrieth, welche Kraft in diesem Körper wohnte, und wer die Hände betrachtete, welche nach dem Sprichworte statt der Finger lauter Daumen hatten, konnte sich nicht verwundern, als der Bursche einen Finger in das Spundloch des leeren Fasses steckte, dasselbe dann in die Höhe lüpfte und die Stiege herauftrug wie eine hohle Nuß. Er sah dabei ungemein stattlich aus; der bis auf die Brust heraufreichende Lederschurz kleidete ihn nicht minder gut als die niedere, aufgeschlagene grüne Mütze, die auf seine krausen Locken gestülpt war. Wer ihn ansah, mußte Gefallen an ihm finden, aber

es klang wunderlich, den Riesen mit dem Schmeichelnamen „Peterl“ gerufen zu hören.

Jetzt war das Faß im Keller; man hörte dort Rollen, Poltern und Klopfen, wie es bei den Arbeiten und Vorbereitungen zu solchem Geschäft zum Aufspunden und Anzapfen nöthig ist. Dennoch wollte es die Zechgäste bedünken, als daure es damit ungewöhnlich lange. Bald wurden der Ungeduldigen immer mehr, immer mehr Krüge harrten der Füllung, und immer mehr Deckel begannen ein wachsendes, höchst unharmonisches Klapperconcert. Endlich entstieg das Mädchen wieder dem dunklen Kellerraume, und wer genau beobachtet und verglichen hätte, möchte wohl entdeckt haben, daß ihre Wangen lebhafter geröthet waren als zuvor; die Frische des Kellers schien auf sie eine abkühlende Wirkung nicht hervorgebracht zu haben; sie entgegnete auf den Zuruf, der ihr von allen Seiten entgegenscholl, kein Wort, sondern setzte gelassen, wie zuvor, die einzelnen Krüge vor die Trinker nieder; aus dem Keller, bis zur halben Leibeshälfte sichtbar, ragte Peterl hervor; es war, als hätte er noch etwas abzuwarten.

„Na, hären Se, schönes Jungferchen“, begann der sächsische Schreiner, „des muß ich Sie schon sage, des is keene Art niche, daß mer die Leit' so lang' warte laßt auf ä Töppche Bier.“

Das Mädchen schien die unmuthigen Worte gar nicht zu vernehmen; der eine schwäbische Fuhrmann hielt es daher für nöthig, etwas nachzuhelfen. „I Du lieb's Herrgottle von Biberach", sagte er, „des mueß si' des Herrle scho g'falle lau! J' hab's scho verzähle heare: die Jungfer will eaba gar hoch 'naus; sie hat' an' gar vornehme Hochzeiter; da gibt sie si' gar nimmer ab mit so g'moine Leut'!"

„Halt's Maul, schwäbischer Heiland!" entgegnete die Kellnerin, deren Geduld endlich zu reißen begann. „Wenn Du über mich spötteln willst, schenk' ich Dir gleich gar nimmer ein."

Das war Oel ins Feuer gegossen. „Was? Nimmer einschenke?" rief der Fuhrmann. „An' ehrliche G'selle auf der Herberg nimmer einschenke wolle? Gucket, des möcht' ich amal verleabe!"

„Ja, da möcht' ich schon auch eine Abschrift davon hab'n!" sagte ein derber Maurer. „Wir san desweg'n da, daß wir trinken, und dö Jungfer is' da, daß s' uns einschenkt; und wenn sie zehnmal die Tochter vom Haus is' und zehnmal mehr Frauenthaler an ihrem G'schnür hänga hat, als i' Kreuzer im Sack hab', so is' sie doch die Kellnerin für uns und mueß einschenka, wie ma's will. Verstanden? Also g'schwind her no a Maßl! Prügelwab'n, schenk' ein!"

„So?“ entgegnete das Mädchen, indem sie die Hände in die Geldtasche am Gürtel steckte. „Jetzt will ich Euch zeigen, ob ich muß. Wer von der Prügelwab'n eing'schenkt hab'n will, der kann warten bis am jüngsten Tag.“ Damit ging sie aus der Stube, am Keller und am Peterl vorüber, nicht ohne ihm einen bedeutsamen Seitenblick zugeworfen zu haben.

Nun war dem Fasse vollends der Boden ausgeschlagen; alle schrieen durcheinander, klapperten mit den Krugdeckeln, stampften mit den Beinen und schlugen mit den Fäusten auf den Tisch, daß es einen Höllenlärm abgab. Peterl war vollends über die Stiege heraufgekommen und stand auf der Thürschwelle.

Zu gleicher Zeit, durch den Lärm herbeigelockt, trat der Prügelbräu von der andern Seite aus der Nebenstube, wo er eben ein bischen eingenickt war; ein stattlicher Mann in weißer Brustschürze und grüner Schlegelhaube, der ganz wohl zu der großgewachsenen Tochter paßte. „He, was gibt's denn da?“ rief er, steckte dann die Finger in den Mund und ließ, um den Lärm zu übertäuben, einen gellenden Pfiff ertönen, der dem Hörer Mark und Bein durchschnitt. „Was“, fuhr er fort, als Peterl ihn verständigt hatte, „meiner Tochter wollt Ihr einen Spitznamen aufbringen? Zum Einschenkenlassen wollt Ihr mich zwingen? Jetzt bleibt's

dabei, jetzt kriegt mir Keiner mehr einen Tropfen, und wenn ich mein Bier auf die Gasse laufen lassen müßt'. Verstanden?" Dann steckte er die beiden Daumen an den Schultern unter den Hosenträger, trommelte ruhig mit den Fingern auf der Schürze und ließ wieder seinen gellenden Pfiff ertönen. „Peterl", sagte er dann ganz gelassen, „wirf mir's 'naus!"

„Alle?" fragte dieser.

„Ja, alle!"

Peterl mochte den Auftrag schon erwartet haben, denn er hatte bereits die Hemdärmel aufgeschürzt. Die meisten Zecher aber warteten nicht ab, bis er zur That kam, sondern ergriffen die Flucht vor den gleich Eisenzangen sich ihnen entgegenstreckenden Armen und Händen Peterl's. Plärrend und schreiend drängten sie zur Thür, purzelten und fielen übereinander; die wenigen, die Widerstand leisten wollten, hatte Peterl im Nu hinten an den Hosen gepackt, hob sie wie kleine Buben in die Höhe, und ehe ein Vaterunser zu Ende gebetet werden konnte, lagen sie alle draußen auf dem sogenannten Pflaster, und Zechstube und Thorweg waren bis auf einige Jacken und Mützen, die auf der Flucht verloren gegangen waren, so rein gefegt, als ob sie noch nie einen Gast gesehen hätten.

Währenddessen kam der Stadtrath Millauer wür-

digen und bedächtigen Schrittes durch die Kaufingergasse herangewandelt. Wichtige Gedanken schienen ihn zu beschäftigen; doch mußten sie nicht erfreulich sein, denn er vergaß mitunter ganz, daß er sich auf der Straße befand, redete beinahe laut vor sich hin und fing manchmal sogar mit dem hohen Rohrstocke zu hantieren an, als habe er es mit einem hartnäckigen Gegner zu thun, welchem gegenüber solche Ueberredungsmittel geboten seien. Eben schritt er durch den schönen Thurm, von dessen Feldern die angemalten Reiter mit ihren Trompeten und Heerpauken lauter hernieder zu schmettern schienen, als hätten sie sich eigens da oben aufgestellt, um ihn zu begrüßen und aus seinem Tiefsinn aufzuwecken, da dröhnten von der Frauenkirche die wuchtigen Schläge der Bennoglocke, die zwölfte Stunde zu verkünden. Zugleich ward auf allen Kirchthürmen harmonisches Geläute hörbar, die verschiedenen kleinen Glöcklein der Klöster und Hauskapellen ließen sich hören und erklangen wie fröhliche Kinderstimmen in dem ernsten, männlichen Chor der großen Glocke des Doms und der andern Hauptkirchen. Trotz der Hitze und brennenden Sonnenglut versäumte der Stadtrath nicht, den breitrandigen, hohen Hut vom Haupt zu nehmen und den englischen Gruß vor sich hin zu murmeln, aber trotz der Frömmigkeit wäre er bald zu Falle

gekommen und über den Fußweg hinab in die Fahrstraße gepurzelt. Um die Ecke des Färbergrabens kam nämlich wie ein losgeschossener Pfeil ein Türke hervorgestürmt, der einen mächtigen Brodkorb auf der Schulter trug und in der Hast so derb mit dem Stadtrath zusammenstieß, daß er ihn beinahe umwarf; er mochte in irgend einem Bäckerhause den Auftrag erhalten haben, den Korb geschwind noch zur Mittagszeit in eine Schenke zu bringen, und ließ sich im Eifer, seinen Auftrag zu vollziehen, auch durch den Zusammenstoß mit dem Rathsherrn nicht aufhalten. Lustig lachend nickte er dem wackelnden Stadtrath wie einem alten Bekannten zu, ergötzte sich sichtbar an dessen Bemühungen, mit Armen und Beinen das Gleichgewicht wiederzufinden, und war gegenüber im Gäßchen bei den Augustinern verschwunden. Der Stadtrath brauchte geraume Zeit, bis er die alte Festigkeit und Gravität wiedergefunden und in noch üblerer Laune als zuvor seinen Weg fortzusetzen vermochte. Ehe er das that, stieß er seinen Stock zornig und heftig, aber auch so unachtsam auf den Boden, daß er sich selbst mit aller Gewalt auf die Füße traf.

„Das himmelblaue Donnerwetter soll mich in Grund und Boden hineinschlagen“, rief er dann, „wenn es auf der weiten Gotteswelt etwas gibt, was mir so

zuwider ist als dieses Türkengeschmeiß! Das Volk muß aus der Stadt, sonst treibt es uns noch alle hinaus! Ich werde mir gleich einen Knopf ins Sacktuch machen!" fuhr er fort, indem er weiter schritt und dies Vorhaben sogleich ausführte. „Gleich in der nächsten Session werd' ich den Antrag stellen, daß man einmal Ruhe bekommt vor diesem wilden, übermüthigen Volk, vor dem man bald seines Lebens nicht mehr sicher ist."

Die üble Laune des Herrn Millauer war übrigens nicht ohne Grund. Seit jenem Tage, als Benno's Heimkehr zum Mittagsmahle so vergeblich erwartet worden, hatte es in dem sonst so ruhigen Bürgerhause nicht an mancherlei Zwist und Verdruß gefehlt. Als er den Sohn wegen des Ausbleibens von der Kanzlei zur Rede gestellt, war es diesem zwar nicht schwer geworden, sich mit den Einladungen der Cavaliere und besonders des jungen Herrn von Saint-Maurice zu entschuldigen; er hatte dem Vater einleuchtend vorgestellt, daß das nur augenblickliche und vorübergehende Abhaltungen seien und das Versäumte leicht eingeholt werden könne, daß er aber den Herrn Chevalier durch Ablehnung zu verletzen fürchte und doch glaube, daß ihm bei seinem Vorwärtskommen die Gunst des einen oder andern ersprießlich und förderlich sein könnte. Desto eigensinniger blieb der alte Herr auf seiner An-

sicht wegen der Verheirathung mit der Tochter des reichen Prügelbrauers am Neuhauserthore beharren und Benno hatte einen schweren Stand, irgend etwas vorzubringen, was nur halbwegs als Entschuldigung gelten konnte. Zwar hatte er an der Mutter eine tüchtige Bundesgenossin, die sich keine Gelegenheit entgehen ließ, über die künftige Schwiegertochter loszuziehen und der ganzen Heirathsgeschichte einen Stein in den Weg zu werfen; aber es war ganz vergebens, wenn er auch seine versäumten Besuche mit Einladungen oder zufälligen Hindernissen und Abhaltungen entschuldigen wollte, der Vater blieb dabei, es könne gar kein Hinderniß geben, das einen Bräutigam auf dem Wege zur Braut aufhalten dürfe. Es fruchtete nichts, wenn Benno erörterte, wie es ihm schon öfter geschehen, daß die Tochter des Brauers bei seiner Ankunft sich gar nicht blicken ließ oder sich gegen ihn so mürrisch und ungut betrug, daß er fast glauben müsse, die beabsichtigte Heirath sei ihr zuwider; der alte Millauer gerieth darüber allemal förmlich in Harnisch und zog bitterböse über die heutige Jugend los, die es nicht mehr verstehe, ein Mädel zu gewinnen, und es nicht zu machen wisse, daß ihr unter dem Mieder so heiß werde, daß sie von selber komme und bitte, um Gotteswillen den Kranzeltag ja nicht mehr zu verschieben. Das müßte

ein lahmherziger Bursche sein, hatte er dann gesagt, der sich an ein mürrisches Gesicht kehre oder gar davon abschrecken lasse; das sei eben seine Aufgabe, zu machen, daß das mürrische Gesicht sich aufheitere wie ein Regengewölk im April, durch das die Sonne scheine. Er werde doch nicht fordern, daß das Mädel ihn gleich mit dem ganzen Gesicht anlache und ihm ihr Herz auf dem Präsentirteller entgegentragen solle wie die Festtorte bei einem Kindtaufschmause? Auch die leisen Andeutungen Benno's, daß er besorge, in der Brauerstochter doch nicht die Lebensgefährtin zu finden, die so recht eigentlich zu ihm tauge, waren um so weniger von günstigem Erfolge, als dieser Punkt nur sehr schüchtern und entfernt berührt werden durfte; denn hier verstand der Stadtrath, wie es im Sprichwort heißt, durchaus keinen Spaß; er wollte um jeden Preis sein gegebenes Wort halten und erklärte alles Andere für Larifari. Die Prügelwab'n, schrie er dann mit Aufgebot aller seiner Kräfte, sei eine gesunde Person; sie habe keinen Buckel, hinke nicht und schiele nicht; sie habe ein gutes Gemüth und ihr Heirathsgut sei nicht zu verachten; also sei nichts an ihr auszusetzen, also müsse sie auch die rechte Frau sein und er als Vater müsse das besser verstehen als ein junger Mensch, der kaum in die Welt geguckt. „Ehen werden im Himmel

geschlossen", rief er dann, „und unten hat man gar nichts zu thun, als auszuhalten! Das Paar, das einmal zusammengespannt ist, das muß mit einander ziehen, und thut es auch, wenn ein richtiger Kutscher dahinter her ist, der mit Zügel und Peitsche nachhilft, wenn eins ausspringen oder nicht mehr recht ziehen will. Einen solchen Kutscher schickt der liebe Herrgott schon zur rechten Zeit, und einstweilen werde ich seinen Platz und sein Geschäft übernehmen."

Benno mußte hierin auch deshalb behutsam sein, um die Hülfe seiner Mutter nicht zu verlieren, welche ihm gewiß nur so lange beistand, als es galt, die bierbräuerische Schwiegertochter zu beseitigen. Die Unterstützung aber würde sich wohl sofort in das Gegentheil verkehrt haben, wenn sie nur eine leise Ahnung des wahren Grundes gehabt hätte, aus welchem Benno's Abneigung gegen die Heirath entsprang. Sie wollte das Bürgerkind nicht, weil sie sich auf ein Fräulein als Schwiegertochter Hoffnung machte; gegen ein armes, aus der Fremde hergeschneites Mädchen ohne Aeltern und Freunde, ohne Geld und Namen wäre sie gewiß ebenso entschieden und vielleicht noch erbitterter aufgetreten als der auf die Wahrung seines Wortes und bürgerlichen Hausstandes eigensinnig versessene Vater.

So hatten alle Erörterungen über diese Angelegen-

heit immer die Folge, daß sie sich im Kreise drehten und schließlich auf denselben Punkt zurückkamen, von dem sie ausgegangen waren; Benno blieb nichts Anderes übrig, als anscheinend und vorläufig dem Willen des Vaters nachzugeben. Er mußte versprechen, seine Besuche bei der Hochzeiterin wieder aufzunehmen und eifrig fortzusetzen; dagegen übernahm es der Vater, ihn beim ersten Besuche in das schwiegerväterliche Brauhaus zu begleiten, ihm für die bisherige Vernachlässigung Nachsicht und Verzeihung zu erwirken und überhaupt die Sache wieder ins Gleis zu bringen. Dabei sollte dann ein- für allemal ein Ende gemacht und in möglichst kurzer Zeit Stuhlfest und Hochzeit angesetzt werden.

Auf diesen Tag war der verhängnißvolle Besuch angesetzt. Der Rath hatte mit Benno verabredet, er wolle ihn in seiner Kanzlei abholen, als er aber dahin gekommen, hatte er den Vogel schon wieder ausgeflogen gefunden, und nur der rothnasige Stelzenhuber hatte ihm als ein im leeren Neste zurückgelassenes Kukuksei die Nachricht mitgetheilt, der junge Herr Millauer habe einen dringenden Gang zu machen gehabt; der Herr Vater solle nur vorangehen; er werde ihn auf dem Wege einholen oder längstens bis zwölf Uhr zum Prügelbräu nachkommen.

Es war begreiflich, daß das dem Stadtrath nicht gefiel. Er machte sich zwar allein auf den Weg, aber aus dem Neuigkeitsei schlüpfte allmälig eine Mücke nach der andern und jede summte ihm bedenklich vor; der dringende Gang sei wieder nichts als Fabel und Ausrede, Benno suche nur sich von dem Besuche loszuschrauben, und es stecke etwas ganz Anderes dahinter. Vergebens war er langsam gegangen und hatte hier und da in einen Kramladen hinuntergesehen, die damals noch unter der Erde in Kellerräumen angebracht waren; umsonst hatte er sich die Zunderbündel, Käslaibe und die riesigen Büschel von Schwefelhölzern betrachtet, welche den Salzstößler verkündeten; vergebens hatte er sogar ganz gegen seine Gewohnheit bei einem Bäcker ein Kümmellaibchen gekauft, das ihm durch seine scharf gebackene Rinde besonders verlockend erschien; vergebens endlich hatte er sich nach allen Seiten gedreht und fast die Augen aus dem Kopfe geguckt, von Benno war nirgends eine Spur zu bemerken, und als es zwölf Uhr schlug, blieb ihm nur die einzige Hoffnung übrig, mit dem Buben doch noch im Hause selbst zusammenzutreffen.

Höchst unwirsch wandelte der alte Herr an der Kirche der Augustiner, dann an jener der Jesuiten und an ihrem Collegium hin; denn er wählte absicht-

heit immer die Folge, daß sie sich im Kreise drehten und schließlich auf denselben Punkt zurückkamen, von dem sie ausgegangen waren; Benno blieb nichts Anderes übrig, als anscheinend und vorläufig dem Willen des Vaters nachzugeben. Er mußte versprechen, seine Besuche bei der Hochzeiterin wieder aufzunehmen und eifrig fortzusetzen; dagegen übernahm es der Vater, ihn beim ersten Besuche in das schwiegerväterliche Brauhaus zu begleiten, ihm für die bisherige Vernachlässigung Nachsicht und Verzeihung zu erwirken und überhaupt die Sache wieder ins Gleis zu bringen. Dabei sollte dann ein- für allemal ein Ende gemacht und in möglichst kurzer Zeit Stuhlfest und Hochzeit angesetzt werden.

Auf diesen Tag war der verhängnißvolle Besuch angesetzt. Der Rath hatte mit Benno verabredet, er wolle ihn in seiner Kanzlei abholen, als er aber dahin gekommen, hatte er den Vogel schon wieder ausgeflogen gefunden, und nur der rothnasige Stelzenhuber hatte ihm als ein im leeren Neste zurückgelassenes Kukuksei die Nachricht mitgetheilt, der junge Herr Millauer habe einen dringenden Gang zu machen gehabt; der Herr Vater solle nur vorangehen; er werde ihn auf dem Wege einholen oder längstens bis zwölf Uhr zum Prügelbräu nachkommen.

Es war begreiflich, daß das dem Stadtrath nicht gefiel. Er machte sich zwar allein auf den Weg, aber aus dem Neuigkeitsei schlüpfte allmälig eine Mücke nach der andern und jede summte ihm bedenklich vor; der dringende Gang sei wieder nichts als Fabel und Ausrede, Benno suche nur sich von dem Besuche loszuschrauben, und es stecke etwas ganz Anderes dahinter. Vergebens war er langsam gegangen und hatte hier und da in einen Kramladen hinuntergesehen, die damals noch unter der Erde in Kellerräumen angebracht waren; umsonst hatte er sich die Zunderbündel, Käslaibe und die riesigen Büschel von Schwefelhölzern betrachtet, welche den Salzstößler verkündeten; vergebens hatte er sogar ganz gegen seine Gewohnheit bei einem Bäcker ein Kümmellaibchen gekauft, das ihm durch seine scharf gebackene Rinde besonders verlockend erschien; vergebens endlich hatte er sich nach allen Seiten gedreht und fast die Augen aus dem Kopfe geguckt, von Benno war nirgends eine Spur zu bemerken, und als es zwölf Uhr schlug, blieb ihm nur die einzige Hoffnung übrig, mit dem Buben doch noch im Hause selbst zusammenzutreffen.

Höchst unwirsch wandelte der alte Herr an der Kirche der Augustiner, dann an jener der Jesuiten und an ihrem Collegium hin; denn er wählte absicht-

lich den weniger begangenen Weg auf dieser Seite, um nicht nochmals einem ähnlichen Zusammenstoße ausgesetzt zu sein; aber als er an der Ecke des Collegiums angelangt war, wartete schon wieder neues Aergerniß auf ihn. Dort war des Pflasterns wegen die Straße in ihrer ganzen Breite umgewühlt; die Pflasterer hielten eben ihre Ruhezeit und hatten Alles liegen und stehen gelassen, wie es stand und lag; so blieb ihm nichts übrig, als mit hochgehobenen Beinen zwischen umgefallenen Pflastererstühlen, Steinhaufen und Werkzeugen im tiefen Sande fortzuwaten, einem Storche ähnlich, der durch eine sumpfige Niederung einem Frosche nachsteigt.

Nur wenige Schritte hatte er so zurückgelegt, als er plötzlich stehen blieb, als wäre er an einem Abgrund angekommen, oder hätte ein Ungeheuer erblickt, das ihm den Weg versperrte. Wenige Schritte vor ihm, genau in der Richtung, die er einschlagen mußte, stand wieder ein Türke in eifrigem Gespräche mit einem andern zwar nach Landessitte gekleideten Manne, der aber sorgsam sein Gesicht abwandte und trotz der Hitze den Kragen seines Mantels bis an den Hals hinaufgezogen hatte, als ob ihm ganz besonders daran liege, nicht gekannt zu werden. Noch war Millauer zu weit entfernt, um den Inhalt des Gesprächs verstehen zu

können, daß es aber Wichtiges sein mußte, war aus den Geberden des Türken zu erkennen. Es war ein ungemein großer, hagerer Mann mit einem schwarzgelben Asiatengesicht, dunklem Barte, stark gebogener Nase und großen, runden Augen, sodaß sein Gesicht sich ansah wie das einer unheimlich glotzenden Eule. Der Stadtrath mußte dabei unwillkürlich an das Bild vom Engelsturz in der Angerkirche denken, denn der Türke sah dem unter den Füßen Michael's sich krümmenden Satan so ähnlich wie ein Tropfen Wasser dem andern Dazu fletschte er mit grinsendem Lachen die Zähne, legte die eine Hand wie betheuernd auf die Brust, während er mit der andern an der Schärpe herumtastete, wo sonst der Dolch zu stecken pflegte, den man ihm glücklicherweise abgenommen. Das Grinsen wurde noch häßlicher, als der Mann im Mantel einen anscheinend wohlgefüllten Beutel hervorzog und dem Türken in die Hand drückte; denn wenn es auch Freude sein sollte, was aus den Zügen des Türken sprach, war der Ausdruck doch so häßlich, daß wohl nicht zu verkennen war, daß auch diese Freude die Bosheit zum Hintergrunde hatte.

„Was gibt's denn da schon wieder?" sagte Millauer, indem er wie angenagelt stehen blieb. „Das ist doch noch der abscheulichste von allen Türken, die mir

in den Weg gekommen sind! Wenn mir der abends nach dem Gebetläuten allein begegnen thäte, da weiß ich nicht, ob ich das Kreuz schlagen oder Reu' und Leid machen sollt'. Und wer muß denn der Andere sein, der so heimlich mit ihm red't? Warum gibt er einem so verdächtigen Kerl so viel Geld? Da steckt was dahinter, und das muß ich wissen!"

Er machte einige Schritte vorwärts; aber die beiden hatten ihn bemerkt, denn sie gingen ebenfalls und eilten hastig vor ihm her. Millauer beschleunigte seine Schritte; er wollte durchaus dem Manne im Mantel ins Gesicht sehen, wollte erkunden, wohin beide gingen oder, wenn möglich, doch etwas von ihrem offenbar gefährlichen Gespräche erlauschen.

„Der Mann hinter uns scheint uns zu beobachten", sagte der im Mantel. „Es wird das Beste sein, wenn wir uns trennen. Es bleibt also bei der Verabredung? Ich kann mich auf Dich verlassen?".

„Wie auf Euch selbst", erwiderte der Türke. „Bei den Schluchten von Khorassan, Odun-Kanipi vergißt niemals den, der ihm Gutes gethan. Der Vater der Gläubigen, Khiaja-Pascha, hat mir seinen Befehl gemeldet durch Deinen Mund, Du hast mich überzeugt, daß Du von ihm kommst", fuhr er grinsend fort, indem er den Beutel in seinem Gürtel erklingen machte.

„Ihr seid beide großmüthig wie die Ströme vom Aufgang, deren Flut nicht versiegt. Befiehl über Deinen Sklaven!"

„Du wirst darauf bedacht sein, Genossen zu werben", entgegnete der Andere, „Leute, welche thun, was man verlangt, ohne lange zu fragen, warum, die nicht wissen wollen, wessen Hand sie leitet. Der Preis ist die Freiheit!"

„Sie sollen sein stumm und willenlos, der Dolch in Deiner Faust, Herr! Die Söhne von Khorassan hungern nach dem Tage der Rache, wie der Schakal, der um Beute heult."

„Gut", sagte der Mann im Mantel, „wirb denn Deine Leute und halte Dich zu jeder Stunde bereit. Wenn mein Ruf zu Dir kommt, thue pünktlich, was ich Dir sagen werde — aber Vorsicht thut noth, wir dürfen uns nicht mehr sehen oder sprechen; was ich Dir mitzutheilen habe, werde ich schreiben. Aber wie stelle ich es Dir zu?"

„O, die Söhne der Hündin sollen uns nicht überlisten!" rief Odun Kanipi. „In dem Thore der Hütte, wo die verfluchten Giaurs uns bewahren, ist ein Stein locker. Niemand weiß darum. Dort könnt Ihr jeden Tag verbergen, was ich wissen soll. Wird es noch lange dauern?"

„Nicht mehr lange", war die Antwort. „Die Spinne hat ihre Fäden schon an allen Enden festgemacht und sie lauert in der Ecke, und der Augenblick ist nahe, wo sie hervorbricht, sich auf ihre Beute zu stürzen."

„Sie soll sich darauf stürzen", sagte der Türke mit grimmigem Gesichte. „Der Engel des Verderbens soll dann das Dach des Giaurs schlagen, daß es in Flammen auflodert und die Ungläubigen in sich begräbt, den Söhnen von Khorassan aber leuchtet auf dem Wege zu den Bergen der Freiheit!"

Jetzt waren beide eben über den Thorweg des Prügelbrauhauses hinausgekommen, Millauer befand sich gerade am Anfang desselben; nur noch wenige Schritte, so hatte er das verdächtige Paar erreicht. In der Hast seiner Verfolgung beachtete er den Lärm nicht, der aus dem Hause ertönte, machte noch ein paar Schritte vorwärts und befand sich mitten unter dem schreienden und drängenden Haufen, der von Peterl's Fäusten auf die Straße befördert wurde. Als er sich mühsam aus dem Knäuel gerettet, waren der Türke und sein Begleiter unsichtbar, und der Stadtrath stand unter dem Thorbogen des Hauses dem alten Prügelbräu gegenüber, der noch immer die Daumen in den Hosenträgern hielt, mit den Fingern auf dem

Brustlatz trommelte und dazu so lustig pfiff, als wäre ihm das größte Heil widerfahren.

„Bei Euch geht's einmal lustig zu, Herr Vetter", sagte der Stadtrath, indem er die Beine wechselnd hob und setzte, um zu erproben, ob sie im Gedränge nicht Schaden gelitten. „Geht's bei Euch alleweil so aus und ein, oder ist heut' ein besonderer Tag, wo den Gästen extra eine Ehr' angethan wird?"

„Nur herein, Herr Vetter!" sagte der Brauer, indem er den Arm gegen den Kopf erhob, als ob er die Mütze rücken wollte, dies aber bleiben ließ. „Das ist bei mir schon so der Brauch! Für was wär' ich denn der Hausherr, wenn ich, sobald mir was net taugt, net g'schwind die Tenne sauber machen dürft'? Nur herein, der Herr Vetter kommt mir just recht, wir haben schon lang' was auszumachen miteinander."

„Soll mir sehr lieb sein, wenn ich dem Herrn Vetter gelegen komme!" entgegnete Millauer, indem er, verdutzt über die mehr als kühle Begrüßung, es ebenfalls unterließ, den Hut abzuziehen, wie er schon im Sinne gehabt; statt dessen führte er mit der Hand einen leichten Schlag auf denselben, um ihn fester sitzen zu machen. „Bin auch deswegen da", fuhr er dann fort, „glaube aber doch, es thät' sich besser schicken, daß wir in die Stube hineingehn; so zwischen Thür

und Angel werden wir unsere Kinder doch nicht verheirathen wollen!"

Der Brauer that, wie begehrt, und ging voran. Der Stadtrath folgte ihm, in sich hinein murmelnd: „Grobian! Wegen der Höflichkeit wird er nicht gestraft und seinen Namen hat er auch nicht umsonst."

Drinnen in der Nebenstube angelangt, setzten sich die Männer an den Enden eines langen Tisches einander gegenüber und zwar der Gast zuerst, ohne die Einladung des Wirthes abgewartet zu haben. Darüber rückte der alte Plantsch ärgerlich an seiner Mütze und dachte bei sich: „Hätt' auch warten können, bis ich ihm einen Sitz angetragen hätt'. Ist doch ein rechter Flegel, der Bäcker-Stadtrath!"

„Ich hab' mir schon lang' vorgenommen", begann der Stadtrath, „den Herrn Vetter heimzusuchen, bin aber immer nicht dazu gekommen — der Herr Vetter weiß ja selber, wieviel man zu thun hat, wie einem oft was dazwischen kommt, wenn man schon den Hut aufsetzen will. Jetzt aber bin ich da, habe auch meinen Bub'n, den Benno, herbestellt, weil es doch einmal schon so Brauch ist auf der Welt, daß die Aeltern das dumme Zeug wieder gut machen müssen, das die Kinder angestellt haben."

„Thut schon noth", sagte der Bierbrauer hoch-

müthig. „Der Herr Bub treibt's schon ein bissel stark; es sind bald drei Wochen, daß ich ihn mit keinem Aug' mehr zu sehen bekommen hab'! Hab' mir schon gedacht, der Herr Vetter hätt' sich vielleicht anders besonnen, und wenn's etwa so wär', so braucht der Herr Vetter damit nicht hinterm Berg zu halten. Ich stel,' auf den Benno nicht an, und meine Tochter, die Wab'n, die braucht nur die Hand auszustrecken, so hat sie an jedem Finger einen Hochzeiter hängen."

„Das ist's eben", sagte Millauer, „was der Herr Vetter dem Buben verzeihen muß; ich kann nichts dafür. Bin selber erst vor ein paar Tagen dahinter gekommen, daß er immer wo anders hin gegangen ist, wenn ich geglaubt hab', er könnt' gar nirgends anders sein als bei Euch und seiner werthgeschätzten Jungfer Braut. Der Teufelsbub ist mir in allerlei vornehme Gesellschaft hineingekommen, die hat mir ihn sauber verführt; aber jetzt hab' ich ihm den Kopf wieder zurecht gerückt; jetzt wird er kommen, wird den Herrn Schwiegervater und die Jungfer Hochzeiterin um Verzeihung bitten, und wenn der Herr Vetter einverstanden ist, wird's, denk' ich, das Beste sein, man macht die Sache gleich niet- und nagelfest und bandelt die jungen Leut' gleich ordentlich zusammen."

Der Brauer antwortete nicht gleich, sondern schob

die grüne Mütze hin und her, als müsse er sich erst besinnen. „Wenn der Herr Vetter meint, hab' ich nichts dawider", sagte er dann; „aber ich hab's schon gesagt und bleib' dabei, wenn der Herr Sohn nicht mit alle zwei Händ' zugreift, nachher soll er's nur sagen. Ich mein', er muß froh sein, wenn er eine Frau kriegt wie meine Wab'n."

Das verletzte den Stadtrath; wieder ging ihm etwas vom Grobian durch den Sinn; er hielt aber an sich, weil er die Verbindung für sehr vortheilhaft hielt und weil er ein gegebenes Wort sich nicht auf solche Art zurückwerfen lassen wollte. „Alles wahr, Herr Vetter", sagte er dann. „Aber das muß der Herr Vetter doch eingestehen, daß der Benno auch ein Hochzeiter ist, wie sie nicht alle Tag' anklopfen, und daß die Jungfer Tochter ihrerseits gerade so gut zugreifen darf wie er."

Das wollte nun dem Brauer wieder nicht behagen; die Schlegelkappe kam in unruhigere Bewegung und die Finger trommelten immer eifriger. „Wir werden ja sehen!" sagte er. „Wenn der kostbare Hochzeiter doch jetzt kommen soll, dann wird sich's der alte Prügel herausnehmen und ihm ein bissel auf den Zahn fühlen. Aber wo bleibt er denn? Er wird sich doch nicht wieder haben verführen lassen?"

„Er muß jeden Augenblick kommen“, erwiderte Millauer, welcher unbehaglich durch das Fenster auf die Straße sah. „Ich meine selber, ich müßte den Unglücksbuben bei den Haaren herziehen, aber bis er kommt, wollen wir doch die Zeit benutzen, Herr Vetter, und wollen schauen, daß wir mit der Jungfer Hochzeiterin ins Reine kommen. Wo ist sie denn? Warum kriegt man sie gar nicht zu sehen? Ich möcht' ihr doch auch Grüßgott sagen, meiner künftigen Schwiegertochter.“

„Die wollen wir gleich haben“, sagte der Brauer aufstehend. „Begreife selber nicht, wo das Madel steckt! Läuft davon und laßt mir das Haus und die ganze Zechstube voller Leut' allein. Ja so“, sagte er dann, indem er in der leeren Stube herumsah, „die Gäst' hab ich ja 'nauswerfen lassen. Und auch der Peterl, der Tagdieb, laßt sich net blicken.“

Er war, von Millauer gefolgt, an die Thür getreten und ließ seinen gewohnten Fingerpfiff durch das Haus ertönen; dann horchte und wartete er ein paar Augenblicke; als aber keine Antwort kam und auch die Gesuchte nirgends zu erblicken war, pfiff er wieder und wieder und immer greller, aber immer ohne Erfolg; nur aus der Küche streckte sich ein Weiberkopf hervor, und eine kreischende Stimme rief, was es denn gebe;

sie könne nicht vom Herde weg; sie habe eben die Schmalzpfanne zu den Krapfen aufs Feuer gesetzt und könne wegen dem Gepfeife nicht riskiren, daß das ganze Haus in Rauch aufgehe. Der Wirth fragte nach seiner Tochter; die Köchin aber war schon wieder in der Küche verschwunden, und nur von drinnen dumpf wie aus weiter Ferne scholl es heraus, sie habe vor einer Viertelstunde das Mädchen in den Hof gegen das Brauhaus hin gehen sehen.

Jetzt war die Reihe, in Verlegenheit zu gerathen, an den Brauer gekommen. „Dann muß man halt suchen", sagte er, indem er immer rascher auf seinem Brustlatze fingerte. „Ich bin doch selber neugierig, wo sich das Madel beim helllichten Tag verkrochen haben kann!"

Die Wab'n war indeß an einem Orte, wo sie nicht wohl hören konnte, und unterhielt sich so gut, daß sie, auch wenn sie gehört, kaum sich loszureißen vermocht hätte. Im Hofraum, hinter dem Brauhause, befand sich noch eine kleine Thür, welche über eine schmale, steile Stiege hinauf zu dem Orte führte, wo die zum Biersieden nöthige Gerste, nachdem sie geschwellt und gelüftet worden, gedörrt wurde, um dann in den Kessel zu wandern. Der Raum wurde nur selten besucht, denn die Malzdarre war eine enge und niedere

Kammer mit Metallbeschlag an den Wänden und mit siebartig durchlöchertem Kupferboden, auf dem das Malz aufgeschüttet war und durch die darunter befindliche Heizung getrocknet wurde. Nur in bestimmten Zeiträumen kam einer der Knechte, um das Malz zu wenden und umzuschaufeln, und auch dieser eilte immer so schnell als möglich davon; denn es war ein ungastlicher Ort, der einen gereisten Mann vollkommen an die Bleikammern der Lagunenstadt erinnert hätte, sowohl wegen der Enge als wegen der darin herrschenden Hitze, die nach wenigen Augenblicken den Schweiß in Strömen aus allen Poren hervorbrechen machte.

Das war der einzige Zufluchtsort, der einer tief verborgenen, von keiner Seele geahnten Liebe geblieben war, welcher schon deswegen die Benennung einer heißen Liebe nicht abgestritten werden konnte. Da stand das Gigantenpaar, die Brauerstochter und Peterl, der Pfannenknecht, in Holzschuhen, um auf dem sengend heißen Boden es aushalten zu können, glühend von innen und außen und sich ewige, treue Liebe schwörend im Schweiße ihres Angesichts. Hier suchte man sie nicht, hier vermuthete Niemand ein zärtliches Stelldichein; wenn daher die Seligkeit eines Augenblicks auch durch ein Schwitzbad erkauft werden mußte, waren sie doch getrost und guter Dinge und hofften, durch solches

Fegfeuer sich loszukaufen von der Hölle der Trennung, auf daß sie würdig wären, sofort einzugehen in das Paradies der Vereinigung.

„O mein Peterl", seufzte Wab'n, indem ihr die Tropfen von der Stirn niederperlten und sich mit den Zähren mischten, welche die Rührung ihr auspreßte, „wie wird's wohl mit uns zweien noch werden? Ich fürcht', ich fürcht', der Vater kommt einmal dahinter; er hat mich neulich schon einmal so kurios gefragt und angeschaut, und wenn auch das net geschieht, Du wirst es sehen, ich kann net aus, ich muß den Vetter Benno nehmen, den zusammengepappten Stutzer, den ich für den Tod net ausstehn kann."

„Aber meinst denn gar net", antwortete Peterl und wischte sich mit dem Hemdärmel das schweißüberronnene Angesicht ab, „meinst denn, daß der Vater gar net zu bewegen wär', wenn wir ihm sagen thäten, daß wir uns halt so unsinnig gern haben, daß wir net leben können ohne einander? Er wird doch sein einzig's Kind net wollen unglücklich machen, und was kann er denn einzuwenden haben gegen mich? Ich bin doch ein Pfannenknecht, der's mit jedem aufnimmt; ich könnt' jede Stund' einen Bräumeister abgeben, und ich steh' dafür, daß's dann in der ganzen Stadt München keinen solchen Tropfen geben sollt' als wie beim Prügelbräu."

„O mein lieber Bub'", erwiderte Wab'n traurig, „da ist Alles verspielt, da ist die Welt mit Bretern vernagelt bis nach Wien hinunter. Er halt wohl viel auf Dich; aber Du bist arm und bist noch obendrein ein Findelkind, das Niemand angehört, da sagt der Vater in Ewigkeit net ja, und wenn ich den Benno haben muß, so häng' ich mich auf oder ich spring' in den Kaiblbach."

„Nein, das sollst Du net, Wab'n", erwiderte Peter entschlossen. „Ich laß net von Dir, und eh' ich Dich dem Schreiber lass', eher brech' ich ihm alle Rippen im Leib zusamm'!"

„O Du mein Peterl", rief das Mädchen, von der Gewalt dieser Betheuerung bezwungen, „ich wollt' Dir's ja gern versprechen, daß ich keinen Andern nimm', wenn ich's nur auch halten kann!"

Trotz der Hitze hielt das Paar sich eng umschlungen; es vergaß alle Sorgen der Gegenwart und fühlte sich wie von einem angenehmen, linden Hauche umweht, als wandelten sie durch einen frühlingsgrünen Garten und spürten bereits den Athem der ersten aufbrechenden Blüten ihres Glückes.

Es war aber nicht Frühlingswind, was sie umwehte, sondern ein ganz natürlicher Luftzug; denn die Thür der Malzdarre war plötzlich leise geöffnet worden

und auf der Schwelle stand der alte Prügelbräu mit einem Gesicht, so purpurroth, als ob auch er schon ein Stündchen in der Malzdarre gedampft hätte; über seine Schultern schaute das verwunderte Antlitz des Stadtraths. Die Liebenden wurden die Störer nicht eher gewahr, bis der Brauer einen Besen ergriffen und den Stiel ausgezogen hatte und nun in ihr Paradies hineinfuhr wie ein anderer Engel mit dem feurigen Schwerte. Die Wab'n kreischte laut auf vor Schrecken; aber sie war rasch gefaßt: mit einem mächtigen Satze war sie aus der Thür und polterte die Stiege hinab, indem sie die Holzschuhe von sich schleuderte, von denen einer dem Rathsherrn an das Schienbein fuhr, daß er laut aufschrie und das Bein in die Höhe zog wie ein reisemüder Kranich. Der Brauer schien sich um sein Töchterlein gar nicht zu kümmern; er war vollauf beschäftigt, den Rücken Peterl's zu behandeln, der in der Ueberraschung den Puffhagel auch gelassen über sich ergehen ließ und unter dem Klatschen der Hiebe unabläßig versuchte, den Zürnenden durch Zuruf und durch Betheuerung zu besänftigen, wie sehr er die Wab'n liebe, was für ein tüchtiger Pfannenknecht er sei, und daß er die Wab'n heirathen wolle, wie sie gehe und stehe, vom Fleck weg. Als er aber gar kein Gehör damit fand, fing ihn die Geschichte allgemach zu ver-

drießen an. Mit der Kraft eines wild gewordenen Bären wandte er sich gegen den unfreiwilligen Schwiegervater, riß ihm den Besenstiel aus der Hand und packte den Brauer an beiden Armen wie mit Eisenklammern; dann gab er ihm einen Stoß, daß derselbe sich rücklings ins heiße Malz niedersetzte, sprang hinaus und schlug die Thür zu.

Das war hinreichend, um einigen Vorsprung zu gewinnen und aus dem Hause zu entkommen. Als der Brauer sich aus dem warmen Sitzbade aufgerafft hatte und mit halbverbrannten Fußsohlen aus der Darre herauskam, war vom Peterl weit und breit nichts mehr zu sehen, nur der Stadtrath stand vor ihm und rieb sich noch immer trübselig das mißhandelte Schienbein.

„Ja, was wär' mir denn das?" fuhr ihn der Brauer an. „Was seid Ihr denn für ein Vetter, wenn Ihr mir nicht helft? Für was steht Ihr denn da, wenn Ihr den Tagedieb nicht aufhaltet?"

„Na, hör' der Herr", entgegnete Millauer ärgerlich, „wenn ich ein' solchen Elephanten aufhalten sollt', da dank' ich für die Vetterschaft! Ich bin ohnehin schon schlecht genug weggekommen und will froh sein, wenn ich in drei Wochen wieder gehn kann ohne Hinken."

„Warum net gar!" antwortete der Brauer grob.

„Wer wird denn wegen einer solchen Kleinigkeit soviel Aufhebens machen? Mir liegt aber auch nichts dran; der Galgenstrick, der Peterl, lauft mir net aus der Welt, aber mit der Wab'n will ich gleich Ordnung machen! Komm' der Vetter mit hinunter; wir bringen die Sach' in Ordnung von wegen dem Stuhlfest!"

Damit eilte er voran, die Stiege hinunter und durch den Hof; verblüfft schritt der Stadtrath hinterdrein. „Ich weiß denn doch nicht", rief er ihm etwas schüchtern nach, „ob der Herr Vetter jetzt gerade in der rechten Verfassung ist zu einem solchen Geschäft — wir können's ja bis morgen anstehn lassen!"

„Warum net gar anstehn lassen! Wegen was denn?" entgegnete der Brauer. „Ich bin jetzt grad' recht im Zug und will net hoffen, daß der Herr Vetter auf einmal Ausflüchte macht?" Dabei packte er den Stadtrath am Arm, daß dieser zusammenzuckte.

„O nein, ganz und gar net", antwortete dieser, immer mehr erschreckt. „Aber es ist doch auch schon spät. Daheim warten sie mit dem Essen auf mich; mein Sohn ist nicht da, die Jungfer läßt sich auch nicht blicken und wenn der Herr Vetter nichts dawider haben thät', mein' ich halt doch, die G'schicht'n auf der Malzdarre und mit dem Peterl —"

„Was?" schrie der Wirth. „Ist dem Herrn Vetter

dabei etwas net recht? Das muß er doch einsehn, wenn er net einen Leibschaden unterm Hut hat so groß wie ein Hüterhaus, daß mein' Tochter in die Dörr' blos hinauf ist, um den Peterl zum Essen zu holen! Dabei ist nichts Unrechtes, und wenn sie ihm dann ein bissel bei der Arbeit geholfen hat, so ist das nur gewesen, damit sie eher fertig geworden sind und die Suppe nicht kalt geworden ist! Ich hoff', desweg'n wird der Herr Vetter meiner Wab'n nichts Schlechtes nachsagen woll'n!" Dabei drückte er den Arm des Stadtraths immer stärker, daß dieser nachgebend sich krümmte und bog.

„Lass' der Vetter nur meinen Arm aus", rief er ächzend, „es ist mir ja gar nicht eingefallen, was Unrecht's zu denken! Ich will's schon glaub'n, daß die Jungfer den Pfannenknecht nur zum Essen geholt hat, sonst hätte ihn der Vetter wohl nicht so getrieben, daß er weiter kommt, aber", setzte er kühner hinzu, denn es war ihm gelungen, den Arm frei zu bekommen und ein paar Schritte seitwärts zu springen, „aber mir ist drüber der Appetit doch ein bissel vergangen."

„Und so was erlaubt sich der Herr Vetter, mir in meinem eignen Haus zu sag'n?" schrie der alte Prügel. „Der Herr meint vielleicht, weil der Peterl immer da ist zum Hinauswerfen, ich könnt' net selber

mit ihm fertig werden? Von dem Irrthum kann ich ihn gleich kuriren."

Der Rath fand nicht Zeit, nur eine Silbe zu erwidern, die Worte blieben ihm im Halse stecken; denn im Moment fühlte er sich gefaßt, wie ein Kreisel gedreht; dann kam es ihm vor, als wenn er durch die Luft fliege, er taumelte aus dem Thor und wäre sicher zu Boden gestürzt, hätten ihn nicht ein paar Arme mitten im Sturze aufgehalten — die Arme Benno's, seines Sohnes.

„Na, das ist mal eine schöne Gegend!" rief der Stadtrath, indem er sich gegen das Haus umwandte. „Das muß ich sag'n, so was ist mir meiner Lebtag noch nicht passirt. Das himmelblaue Donnerwetter soll Dich erschlagen, Bub', wenn Du mir noch einen Fuß in das Haus setzest!"

„O wie gern will ich das, Herr Vater!" rief Benno. „Das wird mir nicht schwer ankommen. Aber was hat's denn so plötzlich gegeben? Was ist denn geschehen?"

„Das wirst Du noch früh genug erfahren", sagte Millauer, „aber jetzt gib mir Deinen Arm und laß mich einhängen! Au!" rief er dann, als ihn der Sohn kräftig anfaßte. „Der muß morgen ein einziger blauer Fleck sein, und mein Schienbein brennt auch wie das

höllische Feuer. An die Brautwerbung will ich denken. Aber jetz' komm! Wir gehn heim!"

„Ja, Herr Vater", rief Benno freudig. „Es gibt daheim auch eine große Neuigkeit, die Frau Mutter wartet schon mit Schmerzen auf den Herrn Vater. Wir haben einen Gast bekommen."

„Einen Gast?" fragte der Rath, indem er am Arme Benno's weiter hinkte. „Ja, wer könnte denn das sein?"

„Ein Gast, den die Frau Kurfürstin geschickt hat; sie nimmt sich ganz des Mädchens an."

„Was? Ein Mädel ist's?" rief Millauer und blieb verwundert stehen.

„Ja, die Frau Kurfürstin will ganz für sie sorgen; sie hat sie der Frau Mutter übergeben, damit sie sie in die Schul' schicken, in der Haushaltung abrichten und taufen lassen soll."

„Taufen?" sagte immer mehr erstaunend der Stadtrath. „Es wird doch kein Wickelkind sein? Was ist denn das für ein Geschöpf?"

„Eine von den Gefangenen ist es", rief Benno feurig, „die schöne Türkin, Herr Vater, die draußen war im Türkenzelte."

„Was? Die Türkin in meinem Haus?" schrie Millauer, indem er sich von seinem Sohne losmachte

und ihn beinahe zu Boden rannte. „Ei, da soll ja gleich das himmelblaue —“

„Sieht der Herr Vater“, unterbrach ihn Benno, „wie's die Frau Mutter eilig hat? Da hat sie uns auch noch die Stasi nachgeschickt; da kommt sie gelaufen, was sie nur kann, mit einem Brief in der Hand.“

Keuchend kam die Köchin heran; sie vermochte ihre Neuigkeiten nur stoßweise hervorzubringen. „Ein Brief“, rief sie, „ein Schreiben von Seiner Durchlaucht, vom Kurfürsten!“

„Von der Kurfürstin, willst Du sagen, Stasi“, verbesserte Benno.

„Nein“, sagte Millauer, welcher das Schreiben genommen hatte und in der Hand umdrehte, „das ist schon das Siegel von Seiner Durchlaucht selbst. Ja, wie komm' ich denn auf einmal zu der Ehr'?“ Er erbrach und las: „Mein lieber Stadtrath Millauer! Sintemalen Uns berichtet worden, wie daß die Verpflegung und Behandlung von denen kriegsgefangenen Türken in München in alleweg nicht völlig so beschaffen, als es für Unsern kurfürstlichen Namen gebührlich erscheint, als haben wir beschlossen, hierfür einen wohlbewährten und verlässigen Mann zu bestellen, und haben von heut' an diese Aufsicht Ihm übertragen, verhoffen demnach von Ihm, daß Er sich dessen zu Unserer

allerhöchsten Zufriedenheit unterwinden wird, und verbleiben Ihm in Gnaden gewogen. Max Emanuel, Kurfürst."

„Aufseher! Ich Aufseher über die ganze Türkenbagage!" stammelte Millauer, und das Blatt fiel ihm aus der Hand, daß Benno es auffangen mußte. „Und die Türkin noch obendrein in meinem eignen Haus! Jetz' weiß ich nimmer, was ich sagen soll; da langt das himmelblaue Donnerwetter nicht mehr aus!"

Zweites Kapitel.

Fallen und Schlingen.

Am Fenstertische in der großen Millauer'schen Wohnstube saß Benno, vor sich ein schmales, ansehnliches Buch, in welchem er emsig schrieb; es war das von der Mutter mit pünktlichster Genauigkeit über jeden Pfennig, von der Klafter Holz bis zum Büschelchen Suppengrün, geführte Haushaltungsbuch, das aber, weil ihre eigenen Hausbuchstaben buchstäblich nur für das Haus paßten und höchstens von ihr selber zu enträthseln waren, von Benno jeden Morgen vor Frühstück und Kanzlei eingetragen werden mußte. Noch war es früh am Tage; die Uhr hatte kaum sieben geschlagen, und der erste kurze Sonnengruß, welcher über das Klosterdach in die Fenster fiel, spielte auf dem Tische mit den Blättern des Buches,

als wäre er neugierig, zu erfahren, was das für wichtige Dinge seien, die man werth fand, sie so zierlich und bündig der Vergessenheit zu entreißen.

So sehr aber Benno in die Arbeit vertieft war, ließ er doch manchmal die Feder sinken und horchte nach der verschlossenen Seitenthür hin, welche in die sogenannte gute Stube des Hauses führte, wo die Prunkkästen mit den blank beschlagenen Krügen und Gläsern glänzten, der Schrank mit der feinen Wäsche prangte und die hochgethürmten feiernden Betten sich blähten, in deren einem die neue Hausgenossin einquartiert war. Einmal war er sogar kühn genug, nachdem er erst vorsichtig in der Stube umhergesehen und sich vergewissert hatte, von Niemand beobachtet zu sein, sich auf den Zehen an die geheimnißvolle Thür zu schleichen und das Ohr zum Schlüsselloche niederzubeugen, ob sich noch nichts rege im Zimmer; allein die Türkin mußte ungewöhnlich fest schlafen; nicht die geringste Bewegung, nicht der leiseste Laut war zu hören. Plötzlich jedoch fuhr der Lauscher erschrocken auf und sprang an seinen Platz zurück; aber das Geräusch, das ihn verscheucht hatte, war nicht von der sorgsam gehüteten Stube her gekommen, sondern vom Küchenfenster, das Stasi halb geöffnet hatte.

„Pst!" rief sie herein. „Brauchen net zu erschrecken,

Herr Benno! Bin's nur ich; der Herr Rath ist auch noch hinten im Schlafzimmer. Die Türkenjungfer aber, die is' schon lang auf und ausg'flogen."

„Ausgeflogen?" rief Benno überrascht.

„Jawohl", erwiderte die Magd. „Die ist in aller Früh' aufgestanden und mit der Frau aus'gangen hinüber zu den Theatinern in die Sechs-Uhr-Meff'. Sie müssen aber bald z'ruck sein, und ich glaub', ich hör' sie schon auf der Stieg'n. — Das warme Bier wird auch im Augenblick fertig sein."

Rasch kehrte Benno an sein Buch zurück und hatte sich kaum zurecht gesetzt, als die Mutter mit Zuleima ins Zimmer trat. „Guten Morgen, Frau Mutter!" rief er, indem er noch rascher wieder aufsprang und ihr entgegeneilend die Hand bot, aber sein Auge war nicht bei der Hand, sondern wurzelte in Zuleima's Angesicht, das er nun so ganz ohne Schleier sich gegenüber sah. „Guten Morgen, Jungfer Zuleima!" setzte er dann zögernd hinzu und stand dem Mädchen so blöde und befangen gegenüber, als ob er sie noch niemals gesehen.

Auch sie hatte die Augenlider gesenkt und schien gar nicht mehr dieselbe zu sein, welche ihm wenige Tage zuvor im Türkenzelte so herzhaft geantwortet; hier in der veränderten Umgebung, einander plötzlich so nahe gerückt, hatten beide die frühere Unbefangenheit und

den alten Muth völlig verloren. Zuleima, noch türkisch gekleidet, schritt mit der ihr eigenthümlichen Leichtigkeit in das ihr angewiesene Zimmer, während Benno zum dritten Male an die unterbrochene Arbeit zurückkehrte, Frau Millauer aber behutsam das schöne Umschlagetuch ablegte, das sie in der Kirche getragen, um es mit dem gewohnten leichten Hauskamisol zu vertauschen.

„Was ist's denn mit Dir?" sagte sie dann. „Bist Du mit Deiner Schreiberei noch nicht fertig? Ich meine, Du brauchst heut' besonders lang' damit — hab' ich doch gestern nichts ausgegeben als die wenigen Kreuzer für einige Krautköpfe und ein paar Pfund Fleisch."

Benno erwiderte nichts, denn auch die Mutter schien keine Antwort zu erwarten; sie sah Zuleima nach, welche aus ihrer Stube wieder hervorkam, quer durch das Zimmer ging und in der Hauptthür verschwand.

„Muß schon sagen", begann sie dann, „das Mädel hat einen Gang, ich glaub', sie thät keinen Grashalm niedertreten, wenn sie mitten durch die Wiese ginge! Sie geht wie ein vornehmes Fräulein, nicht anders, als wenn sie ihr Lebtag nur auf Sammt und Seiden getreten wär'. Im Anfang bin ich nicht wenig erschrocken gewesen, wie sich die Frau Kurfürstin an mich erinnert hat, weil ich unter den Bürgersfrauen gewesen bin, die ihr das Brautgeschenk übergeben haben vor zwei Jah-

ren; denn wenn's auch eine große Ehr' für mich ist, daß sie das Mädel gerade mir übergeben hat, ist's auch keine geringe Plage und Schererei; aber was wahr ist, muß man sagen — man kann dem Mädel nicht feind sein."

„Nicht wahr, Frau Mutter", rief Benno eifrig, indem er die Feder wegwarf, „Zuleima ist ein liebes Mädchen, herzig, sittsam, gut, schön —"

„Na, na, ein bissel langsam! Soviel ich bis jetzt hab' sehen können", erwiderte die Frau und sah ihn etwas verwundert an, „ist sie das Alles, aber deswegen brauchst Du Dich im Schreiben nicht irre machen zu lassen. Sie stellt sich auch zu der Handarbeit und in der Haushaltung recht geschickt an, aber wie geht's denn mit dem Lernen von der deutschen Sprach'?"

„O nicht minder gut, Frau Mutter", rief Benno, diesmal, ohne seine Schreiberei zu unterbrechen. „Sie ist fleißig und hört mir so aufmerksam zu, als wenn sie in der Kirche wäre — wir können schon ganz gut mit einander reden und in ein paar Wochen, denk' ich, soll sie mich so gut verstehen wie ich sie. Nur mit dem Schreiben", setzte er hinzu, „will's gar nicht gehen; die türkischen Buchstaben sind eben von den unsrigen gar zu verschieden. Die Frau Mutter kann's hier sehen; da sind einige Zeilen, welche Zuleima geschrieben hat."

„Das ist also türkische Schrift?" sagte die Mutter, das Blatt betrachtend. „Das hätt' ich gar nicht für geschrieben gehalten; das ist ja ein Gefusel, daß sich kein Mensch darin auskennt!"

Zuleima trat ein; sie hatte die Platte in den Händen, auf welcher die Frühstückskanne mit dem Warmbier dampfte, umgeben von den weiten irdenen Schüsselchen für jedes Mitglied des Hauses; daneben waren die Löffel und die verschiedenen Brodlaibchen zierlich geordnet und die verschiedenen Zwischenräume gar mit frischen Blumen besteckt.

„Ei, ei", rief die Räthin, indem sie ihr mit vergnügtem Schmunzeln entgegenging und ihr das Geschirr aus den Händen nehmen wollte, „was macht die Jungfer denn da? Das ist ja mein Geschäft!"

Zuleima wehrte ab und zwar mit so sanftem Tone und so freundlichem Blicke, daß die Frau nicht zu widerstehen vermochte. „Bitte, bitte", sagte sie, „laßt mich helfen! Zuleima will helfen, wo sie kann."

Der Rath, welcher inzwischen eingetreten war und die letzten Worte gehört hatte, wollte eben brummend eine Bemerkung machen, aber er behielt sie für sich; denn so einfach das auf den Tisch gestellte Gericht war, hatte Zuleima doch verstanden, es so anmuthig zu ordnen und zu schmücken, daß das Auge mit Vergnügen

ren; denn wenn's auch eine große Ehr' für mich ist, daß sie das Mädel gerade mir übergeben hat, ist's auch keine geringe Plage und Schererei; aber was wahr ist, muß man sagen — man kann dem Mädel nicht feind sein."

„Nicht wahr, Frau Mutter", rief Benno eifrig, indem er die Feder wegwarf, „Zuleima ist ein liebes Mädchen, herzig, sittsam, gut, schön —"

„Na, na, ein bissel langsam! Soviel ich bis jetzt hab' sehen können", erwiderte die Frau und sah ihn etwas verwundert an, „ist sie das Alles, aber deswegen brauchst Du Dich im Schreiben nicht irre machen zu lassen. Sie stellt sich auch zu der Handarbeit und in der Haushaltung recht geschickt an, aber wie geht's denn mit dem Lernen von der deutschen Sprach'?"

„O nicht minder gut, Frau Mutter", rief Benno, diesmal, ohne seine Schreiberei zu unterbrechen. „Sie ist fleißig und hört mir so aufmerksam zu, als wenn sie in der Kirche wäre — wir können schon ganz gut mit einander reden und in ein paar Wochen, denk' ich, soll sie mich so gut verstehen wie ich sie. Nur mit dem Schreiben", setzte er hinzu, „will's gar nicht gehen; die türkischen Buchstaben sind eben von den unsrigen gar zu verschieden. Die Frau Mutter kann's hier sehen; da sind einige Zeilen, welche Zuleima geschrieben hat."

„Das ist also türkische Schrift?" sagte die Mutter, das Blatt betrachtend. „Das hätt' ich gar nicht für geschrieben gehalten; das ist ja ein Gefusel, daß sich kein Mensch darin auskennt!"

Zuleima trat ein; sie hatte die Platte in den Händen, auf welcher die Frühstückskanne mit dem Warmbier dampfte, umgeben von den weiten irdenen Schüsselchen für jedes Mitglied des Hauses; daneben waren die Löffel und die verschiedenen Brodlaibchen zierlich geordnet und die verschiedenen Zwischenräume gar mit frischen Blumen besteckt.

„Ei, ei", rief die Räthin, indem sie ihr mit vergnügtem Schmunzeln entgegenging und ihr das Geschirr aus den Händen nehmen wollte, „was macht die Jungfer denn da? Das ist ja mein Geschäft!"

Zuleima wehrte ab und zwar mit so sanftem Tone und so freundlichem Blicke, daß die Frau nicht zu widerstehen vermochte. „Bitte, bitte", sagte sie, „laßt mich helfen! Zuleima will helfen, wo sie kann."

Der Rath, welcher inzwischen eingetreten war und die letzten Worte gehört hatte, wollte eben brummend eine Bemerkung machen, aber er behielt sie für sich; denn so einfach das auf den Tisch gestellte Gericht war, hatte Zuleima doch verstanden, es so anmuthig zu ordnen und zu schmücken, daß das Auge mit Vergnügen

darauf ruhte, und als sie vollends grüßend, mit auf der Brust gekreuzten Armen sich gegen ihn demüthig und wie bittend verneigte, da war der Ton, der aus ihm hervorkam, schon um die Hälfte milder, als er anfangs im Sinne gehabt. „Lass' die Jungfer das bleiben!" sagte er. „Bei uns ist das nicht der Brauch; bei uns grüßt man nicht so — das muß sie sich abgewöhnen."

„Ich werde, ich werde", entgegnete sie lachend. „Zuleima nicht zürnen, Jatatli Babamtschik!"

„Was soll das heißen?" rief der Rath. „Ist das eine dumme Sprach'! Verstehst Du's?" sagte er zu Benno, der inzwischen herbeigekommen war nnd sich mit an den Tisch gesetzt hatte. „Ich glaub' gar, sie hat was von einem Tatel gesagt. Soll das etwa gar gestichelt sein?"

„Was denkt der Herr Vater!" entgegnete Benno hastig. „Das sind die herzlichsten Schmeichelworte; das heißt so viel als: -Mein liebes, gutes Väterchen!"

„So, so, das heißt's!" sagte der Rath, indem er sich schmunzelnd einschenkte und über die Kanne hinweg einen kurzen Blick auf Zuleima warf, der aber schon wieder um Vieles freundlicher war. „Schenk' sich die Jungfer nur auch ein!" fuhr er fort. „Sie muß sich keinen Zwang anthun, sondern muß denken, sie ist jetzt bei uns daheim!"

„O wie gern!“ rief Zuleima, und ehe der überraschte Rath es verhindern konnte, lag sie vor ihm auf den Knieen, hatte seine Hand erfaßt und geküßt und sah nun mit nassen Augen zu ihm empor.

„Na, na, mach' Sie keine Faxen!“ entgegnete er. „Sie ist eine närrische Dingin, soviel ich merk', aber Sie läßt sich ganz gut an, und so, denk' ich, werden wir schon auskommen mit einander. Jetzt aber lass' sie sich's schmecken! Das warme Bier wird Ihr freilich nicht recht behagen, aber mit dem Kaffee ist's nichts bei mir, den muß Sie sich schon abgewöhnen, Jungfer; der kommt nicht in mein Haus.“

„Und warum nicht?“ fragte Zuleima mit schalkhaftem Lächeln. „Kaffee ist gut, Kaffee gesund, Kaffee würde Babamtschik gut thun. Wenn Zuleima ihn bereitet und recht bittet, ein Schälchen zu trinken, wird Väterchen nicht nein sagen.“

„O ja, Väterchen wird schon nein sagen“, lachte Millauer. „Da kennt mich die Jungfer schlecht, wenn sie das von mir glaubt; wenn ich mir einmal etwas in den Kopf gesetzt habe, dann hält es so fest wie Stahl und Eisen.“

Das Frühmahl war bald beendet; die Frauen verließen das Zimmer, nach der Küche zu sehen. Der Rath ging, sich zum Ausgehen bereit zu machen; denn da er

Türkenaufseher geworden, mußte er des Morgens nach den Orten wandern, wo sie verwahrt wurden, und sich nach Allem erkundigen, was inzwischen und die Nacht über etwa vorgefallen. Benno kehrte nochmals an sein Schreibbuch zurück, aber als es so völlig still um ihn her geworden, vergaß er bald wieder das Einschreiben der Ziffern; das Bild, wie Zuleima vor seinem Vater gekniet, wollte nicht von seinem Auge weichen und immer klang ihm im Ohre der Ton der Rührung nach, von der sie ergriffen war, als sie gehört, daß sie sich hier wie daheim fühlen sollte. Er versank immer mehr in Träumerei; ohne zu wissen, was er that, begann er auf das weiße Fehlblatt des Haushaltungsbuches allerlei Striche und Zeichen zu kritzeln. Allmälig wurden türkische Buchstaben daraus. Zuletzt fing er an, das, was Zuleima aufgeschrieben, mechanisch nachzumalen, er hatte aber nur wenige Zeichen geschrieben, als deren Inhalt ihn vollständig fesselte. Der Abend, an welchem er Zuleima zuerst gesprochen, stieg darüber wie ein magisch beleuchtetes Zauberbild vor seiner Seele herauf. Das von Zuleima Geschriebene enthielt die ersten Worte, die damals zwischen ihm und ihr gewechselt worden, und ein Wonnestrom flutete bei dem Gedanken durch sein Herz! Sie hatte diese Worte behalten, sie waren ihr also eine holde Erinnerung wie ihm! Er sah sie verschämt

und scheu wie ein gehetztes Reh am Zelteingang stehen, auf dem weißen Leibchen, gerade auf der Stelle des Herzens eine blutrothe Nelke. Da war er hinzugetreten, hatte sich ein Herz gefaßt und ihr dafür die Rose geboten, die er eben im Knopfloch trug. „Nehmt", hatte er gesagt, „denn Euch gebührt das Schönste und.— die Rose ist schöner als die Nelke!" Sie hatte die Blume gegeben und genommen und leise „Kaldir" geflüstert, was, wie er bald erkundet, so viel sagen wollte, als: „Bewahre sie", dann war er gegangen und hatte ihr das schnell erfaßte „Sefa Geldiniz" oder „Sei gegrüßt" zugerufen, und diese drei Sätze oder Worte standen, von Zuleima geschrieben, vor ihm, und das anfängliche Spiel, sie nachzuschreiben, erfüllte sein Gemüth mit unbeschreiblichem Vergnügen. Er war so sehr darein vertieft, daß er erschrak, als er plötzlich auf dem Gange den kräftigen Tritt seines Vaters näher kommen hörte. Hastig, verwirrt, ohne selbst recht zu wissen, warum, riß er das beschriebene Stück des Blattes ab, ballte es zusammen und warf es in die Fensterecke. Doch schon war es zu spät gewesen. Der Vater hatte beim Eintreten Alles gesehen und hörte nun verwundert zu, wie Benno, der hastig seinen Hut ergriff und der Thür zueilte, ihm nur noch einen flüchtigen Gruß und die Nachricht zurief, es gebe heute dringende Arbeit in

der Kanzlei; er müsse drüben sein, noch ehe es acht Uhr geschlagen.

„Was ist denn schon wieder los mit dem Buben?“ sagte Millauer, indem er ihm verwundert nachsah. „Pressirt's jetzt auf einmal wieder so stark mit dem Kanzleigehen? Und was hat er denn da weggeworfen? Gewiß, damit ich's nicht sehen soll? Ah“, fuhr er fort, indem er den Zettel aufhob und entfaltete, „das wird wohl Türkisch sein; warum wirft er denn das weg? Da muß was Besonderes darauf stehn; ich denk', ich steck' es einmal ein, und will schon dahinter kommen! Jedenfalls heißt's aufpassen, daß mir der Bub' nicht wieder Schliffeleien macht.“

Er steckte den Zettel in die Rocktasche und wanderte aus dem Hause dem Sendlingerthor zu; dort, ziemlich weit außerhalb der Mauern, stand das Brech- oder Siechenhaus, ein ansehnliches Gebäude, das beim Vorkommen ansteckender Krankheiten dazu bestimmt war, die davon Befallenen, die sogenannten Sondersiechen, von der übrigen Bevölkerung zu trennen. Es lag angenehm mitten in einem grünen Wiesenfleck und unter Bäumen da, ein lockendes und gern besuchtes Plätzchen für die lustwandelnden Münchner, zumal sie dabei auch die Andacht bequem befriedigen konnten, denn unter den Büschen stand ein kleines Kapellchen

mit einem Marienbild, das die sieben Schwerter im Busen trug; später wuchs das Kapellchen immer mehr und mehr, bis es zuletzt die Gartenumgebung völlig verdrängte und nur das Kirchlein übrig blieb, noch heutzutage zur schmerzhaften Kapelle geheißen. Der Rath war dem Eingange schon ziemlich nahe, als er vor demselben einen Mann gewahrte, der einigemal behutsam um sich sah, dann am Thorbogen einen Stein, der locker zu liegen schien, in die Höhe hob, rasch etwas unter denselben hineinsteckte, dann aber sich umschauend wie ein verscheuchter Fuchs im Gebüsch verschwand.

„Hollah, was gibt's da wieder?" rief der Stadtrath vor sich hin. „Da ist gewiß wieder eine Spitzbüberei im Werke. Das war aufs Haar der nämliche Kerl, den ich vorgestern in der Neuhausergasse gesehen habe, mit dem abscheulichen Türken, dem Lucifer von der Angerkirche!" Hastigen Schrittes eilte er näher, sah ebenfalls vorsichtig umher, lüftete dann den Stein und spähte in die Lücke hinein. „Hab ich's nicht gesagt, daß es eine Spitzbüberei ist?" murmelte er und zog einen Streifen Papier hervor, den er nach allen Seiten umkehrte und betrachtete. „Schon wieder Türkisch! Und was das für Haken sind! Der Türkenkaiser darf jeden Tag auch ein Rescriptum ausgehen lassen von wegen der Schönschrift! Aber wenn ich jetzt nur

wüßte, was die Schrift zu bedeuten hat? Ein Schelmstück steckt dahinter, aber was für eins, das muß ich vor allem herausbringen, eh' ich einem Menschen von meiner Entdeckung etwas sagen darf. Soll ich meinen Benno fragen?" fuhr er fort und ließ nachdenklich seinen Stockknopf mit der Nase spielen. „Mir scheint, der Bub' kennt sich im Türkischen schon ganz gut aus. Nein, das geht nicht", rief er sich selber abmahnend zu; „zuerst muß ich wissen, was sein eigner Zettel zu bedeuten hat; ich muß schon was Anderes ausstudiren, wie ich dahinterkomme!" Er wollte gehen, hielt aber sogleich wieder inne, denn neue Bedenken stiegen in ihm auf. „Wenn aber der Schelm kommt, für den der Zettel gehört, und sucht unter dem Stein und findet nichts, dann merkt er, daß er verrathen ist und die ganze Geschichte wär' vielleicht verdalkt. Halt, ich hab's, ich hab's!" brach er auf einmal triumphirend los. „Ich lege den Zettel vom Benno dafür hinein. Ich weiß zwar nicht, was darauf geschrieben steht, aber für jeden Fall kennt sich der Sitzbub dann auch nicht aus und weiß nicht, wie er daran ist; währenddessen finde ich schon Zeit und Gelegenheit, zu erfahren, was auf dem richtigen Zettel steht und dann will ich hinter die ganze Sippschaft fahren wie das himmelblaue Donnerwetter!"

Gesagt, gethan. Schnell war der Stein wieder gehoben, Benno's Zettel daruntergelegt, und seelenvergnügt über den glücklichen Einfall betrat nun der Rathsherr das Herrschergebiet seiner neuen Wirksamkeit, höchst angenehm berührt, daß der Birbaschi der erste war, der ihm daselbst entgegentrat; war ihm derselbe doch nicht mehr völlig unbekannt und flößte ihm überdies Zutrauen ein durch die auffallende Schnelle und Leichtigkeit, mit der er sich die deutsche Sprache aneignete. Gleich beim Antritt seines Geschäfts hatte er daher angeordnet, daß der Birbaschi vom Türkengraben weg und in das Brechhaus kommen solle, um für ihn eine Art Unteraufsicht zu führen. Dieser hatte dagegen nichts eingewendet, denn er fürchtete, daß der Reiz der Neuheit bei dem Türkenzelte, zumal seit Zuleima's Entfernung, doch nicht mehr lange anhalten möchte. Millauer grüßte daher den Schwarzbart mit besonderer Freundlichkeit, und bereits stieg im fernen Hintergrunde seiner Gedanken ein weiteres Plänchen auf, wie er vielleicht durch ihn dazu kommen könne, auf die kürzeste, verdachtloseste und ungefährlichste Weise den Inhalt des geheimen Zettels zu erfahren.

„So, da wär' ich", sagte er dann. „Jetzt lasse mir der Herr Birbaschi einmal die sämmtlichen Türken aufmarschiren! Ich muß doch meine Mannschaft einmal

kennen lernen und sie mich auch, dann hab' ich wenigstens den Profit, daß mich nicht so bald wieder einer über den Haufen rennt!"

Der Virbaschi ging, und bald kamen die eben nicht auswärts beschäftigten Gefangenen aus dem Hause hervor, etwa fünfzig meist übel aussehende Gestalten von verschiedener Größe, halb mit türkischen Fetzen, halb mit abendländischen Kleidern bedeckt, welche sie irgendwo geschenkt erhalten hatten und die nun sonderbar zu den orientalischen Ueberresten stimmten. Nur die Gesichter waren bei allen ziemlich ähnlich wegen der geschorenen Köpfe, der ganz gleich gezogenen, lang herabhängenden Schnurrbärte und der unsaubern gelben Gesichtsfarbe. Es kostete den Rath Mühe, seine einmal gefaßte Abneigung und selbst eine Anwandlung von Furcht zu überwinden und dem Anblick Stand zu halten, als die Türken, die bereits erfahren hatten, welche wichtige Person vor ihnen stehe, ihn mit lärmenden „Allah, il Allah" und „Salem Aleikum" begrüßten und sich so nahe als nur möglich an ihn drängten, um seinen Rock zu berühren oder seine Stiefel zu küssen.

„Himmelblaues Donnerwetter!" rief Millauer, indem er sich flüchtend auf eine Steinbank am Hause sprang, wodurch er sich wenigstens den Rücken deckte

und eine Uebersicht über den wilden Schwarm gewann. „Ich muß es im Mutterleib verschuldet haben, daß man mir ein solches Geschäft übertragen hat! Mach' mir der Herr Birbaschi Luft“, schrie er diesem zu, „geb' Er den Leuten zu verstehen, daß einer nach dem andern vortreten und reden soll, sonst geh' ich auf und davon und hör' sie gar nicht an und lass' sie alle miteinander einsperren bei Wasser und Brod!“ Die Asiaten, als sie die Aufforderung vernommen, fügten sich derselben ruhiger, als er erwartet haben mochte. „Nun, sie haben doch ein bischen Menschenverstand, wie's scheint“, sagte der Rath beruhigt, während ein großer wohlbeleibter Türke vortrat, unter tiefen türkischen Verbeugungen sich in einen unverständlichen Schwall von Worten ergoß und dabei eine irdene verdeckte Schüssel in der Hand emporhielt. „Wie heißt denn der Mensch?“ sagte Millauer.

„Rokka-Wecki“, erwiderte der Birbaschi, und der Rath schlug vor Verwunderung die Hände zusammen.

„Ist das eine merkwürdige Sprach', die türkische!“ sagte er. „Das klingt ja fast Alles wie deutsch! Jetzt möcht' ich schon bald wissen, haben sie das Reden von uns gelernt, oder wir von ihnen! Wecki! Rokka-Wecki — da muß man doch gleich an unsere Roggenwecken denken! Rockenwecki und Bierpaschi, das könnte

nicht schöner zusammenpassen! Aber was will denn das Mannsbild eigentlich? Warum hält er die Schüssel in der Hand wie ein Bub', der ein Vogelnest gestohlen hat?"

„Er will sich über die Kost beklagen, die den Gefangenen gestern gereicht worden", erwiderte der Birbaschi. „Sie meinen, sie seien keine Rinder und Schafe, und daß man sie nicht zwingen sollte, Gras zu fressen."

„Was? Gras haben sie ihnen zu essen gegeben?" rief Millauer. „Das will ich nicht hoffen, das ist ja doch nicht möglich. Laßt mich einmal das Gras anschauen. Ah", fuhr er fort, als er den Deckel aufgehoben, „das ist ja Spinat, wunderschöner Spinat, und noch dazu so appetitlich, als wenn ihn meine Stasi gekocht hätte! Und das halten die dummen Teufel für Gras? Spinat ist ein vortreffliches Essen und gesund obendrein, das sollen sie nur essen lernen! Sag' Er das dem Roggenwecken, Herr Bierpascha! Sag' Er ihm, mit solchen Dummheiten sollen sie mir nicht wiederkommen! Was wollen denn die Leute, daß man ihnen zu essen geben soll? Was sind sie denn von zu Haus her gewohnt? Was essen denn die Türken, wenn sie daheim sind?"

„Pillau", entgegnete der Birbaschi; „das ist gekochter Reis."

„So, sonst haben sie keine Schmerzen?“ rief Millauer. „Bei uns ist der Reis so rar, daß man sich selber kaum zu den heiligen Zeiten einen zu essen getraut. Von solchen Sachen will ich nichts mehr hören; das kann der Herr Bierpascha seinen Landsleuten ein- für allemal sagen, und damit ist's gut. Weil ich aber heute gut aufgelegt bin, will ich in meinen Sack greifen und will am Feierabend, wenn's bis dahin keine Spectakel gegeben hat, ein Fäßlein Bier spendiren.“

Die Nachricht brachte unter den Türken, als der Birbaschi sie verdolmetschte, freudige Aufregung hervor; sie riefen dem guten Effendi Heil, daß dieser vor dem Gebrüll die Ohren zuhielt und sich über und über beeilte, die noch übrigen Geschäfte abzumachen; sie liefen meist darauf hinaus, Briefe in die Heimat zu bringen, um von ihren Angehörigen Lösegeld zu erhalten und den Betrag des letztern auf eine möglichst geringe Summe herunterzubringen. Der Stadtrath beschwichtigte die Drängenden, so gut es anging, mit der Versicherung, daß sie die Briefe nur schreiben und ihm bringen sollten; er werde bei der Hofkammer schon sorgen, daß sie an den rechten Ort geschickt würden. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn und schöpfte tief Athem, als er ihnen entronnen war und aus dem Thorbogen tretend die Thür hinter sich zufallen hörte.

„Ein schönes Geschäft“, seufzte er dann, „das mir die Durchlaucht da aufgehängt hat! Wer mich ihm dazu recommandirt haben muß! Und ich darf nicht einmal mucksen und muß mir noch was darauf einbilden, daß er mir die Ehr' angethan hat. Gleich nächstens darf ich meinen Sonntagsrock anziehen, meine Aufwartung machen und mich noch recht schön bedanken für alle die Schererei. Aber da fällt mir noch etwas ein“, sagte er dann zum Virbaschi, der ihn begleitet hatte, und schielte pfiffig nach dem beweglichen Stein im Thorbogen. „Auf den Abend lad' ich den Herrn zu mir ein; ich habe was zu reden mit ihm.“

Mit Freuden sagte der Virbaschi zu und versicherte, es käme ihm sehr gelegen; einige von seinen Landsleuten seien erkrankt, der Doctor, den man ihnen geschickt, habe ihn abends in die Stadt beschieden, die für sie bereiteten reinigenden Mixturen und auflösenden Pulver in Empfang zu nehmen.

Im Hause des Rathes und in dem ruhigen Gange des Lebens und der Wirthschaft hatte indessen die neue Hausgenossin manche Veränderung hervorgebracht. Die Frau, sonst gewohnt, den ganzen Vormittag am Nähtisch mit weiblicher Arbeit zu verbringen und dazwischen einmal einen Gang in die Küche zu machen, war nun genöthigt, sich mit ihrem Gaste und Zögling zu be=

schäftigen. Hatte sie doch, stolz auf das ihr geschenkte Vertrauen, sogleich im ersten Augenblick sich vorgenommen, aus dem fremden Mädchen eine Person zu machen, wie im ganzen Bayernlande keine zweite zu finden sein solle. Die Türkin ihrerseits war in so hohem Grade willfährig und anstellig, daß der Räthin darüber das ganze wirthschaftliche Herz aufging und daß sie die Türkin, die ihr gleich auf den ersten Blick wegen ihres bescheidenen Wesens gefallen, von Stunde zu Stunde lieber gewann. Es hatte nur kurzer Zeit bedurft, um Zuleima in den Handgriffen der täglichen weiblichen Beschäftigung zu unterrichten. Unglaublich bald und geschickt wußte sie, wenn auch etwas schwerfällig, das Strickzeug zu handhaben oder die Nähnadel zu regieren oder eine jener kleinen Hülfsarbeiten zu verrichten, die für die Küche ebenso wichtig sind, als sie unbedeutend erscheinen. Natürlich blieben dabei auch die Zungen nicht müßig, und die Frauen fanden sich bald so weit miteinander zurecht, daß sie mit Wort und Zeichen sich vollkommen zu verständigen vermochten. Zuleima lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit, wenn die Räthin Leben und Sitte deutscher Frauen und Mädchen schilderte, wenn sie erzählte, wie da Mann und Frau einig zusammenstehen, um ein Haus zu gründen und als treues Paar in redlicher Liebe mit

einander auszuhalten durch Frieden und Trübsal bis in den Tod; wie das Weib nicht Sklavin des Mannes sei, sondern seine liebe Gesponsin und Hausfrau ihm zwar unterthan als dem Herrn der Familie, aber in Allem sonst von gleichen Rechten wie er; wie die deutsche Frau als Mutter ihre Kinder aufziehe zur Arbeit und Gottesfurcht und gleich dem Manne in seinem Amt oder Geschäft kräftig das Haus regiere und in ihm frei mitten in der Welt lebe, und weder Schloß noch Riegel noch einen andern Schleier bedürfe als ihre eigene Würde und weibliche Sittsamkeit.

Hinwieder wußte Frau Millauer sich vor Verwunderung nicht zu fassen, wenn Zuleima erzählte, wie daheim im Türkenlande das Loos der Frauen und Mädchen so ganz ein anderes sei; daß sie nicht selten willenlos als Sklaven verkauft werden und, auch wenn sie einen liebenden Mann gefunden, ihr ganzes Leben lang in dessen Harem als Gefangene bleiben, von Sklaven bewacht, hinter Gittern und Mauern versteckt und ausgeschlossen von der Welt, der sie nie anders sich zeigen dürfen als mit verhülltem Angesicht; daß das Weib dort nicht die Herrin des Hauses sei und nicht die Frau des Mannes, sondern Liebe und Herrschaft mit so vielen Andern theile, als dem Manne beliebe, daß jede Arbeit und Sorge in Haus und Küche das

Geschäft von Sklaven sei und ihr in der Abgeschlossenheit so gar keine Beschäftigung erlaubt, keine Thätigkeit gestattet sei und ihr nichts übrig bleibe als leeres Geplauder, schales Lautenspiel oder Gesang oder die Verfertigung von kleinlichem Schmuck und Putz, die eher ein Spiel und Tand zu nennen sei als eine wirkliche Beschäftigung.

Da geschah es denn wohl, daß die biedere Frau Millauer in Eifer gerieth und auf das gottlose Türkenvolk und den Propheten loszog, der solches Unheil geduldet und solche Greuel gelehrt; desto mehr freute sie sich dann wieder, daß sie mitwirken könne, ihm und seinem Irrglauben wieder eine Seele zu entreißen, und daß Zuleima als Christin bald erkennen solle, was es heiße, eine gütige Vorsicht, einen allwaltenden Gott der Liebe über sich zu wissen, statt eines unentrinnbaren finstern Schicksals. Wenn sie das in ihrer schlichten, treuherzigen Weise aussprach, dann faßte das weiche Türkenmädchen wohl die Hand der mütterlichen Freundin, kniete, wie es ihre Gewohnheit war, vor ihr nieder, streichelte die welke, gütige Hand, gab ihr zärtliche Namen, deren Bedeutung die Frau wohl fühlte, auch wenn sie dieselben nicht verstand, und gelobte ihr, immer eine fügsame Tochter zu sein und eine gelehrige Schülerin. Dann fragte die Frau auch wohl nach

ihren frühern Geschicken und Zuleima erzählte, so gut es mit ihrer mangelhaften Sprachkenntniß anging, wie ihr von Jugend und Aeltern nur wenig im Gedächtniß geblieben; sie erinnerte sich nur, daß sie ein glückliches Kind gewesen, daß viele Frauen und Mädchen um sie her auf schönen Teppichen mit ihr spielten, ihr Zuckerwerk gaben, dazu tanzten und sangen und die Laute spielten. Vor allem aber sei ihr das Bild einer schönen, blassen Frau im Andenken, die sie immer mit besonderer Liebe angesehen, an sich gedrückt und von der ihr das Herz sage, daß das wohl ihre Mutter war. Einmal aber, da seien fremde, wild aussehende Männer ins Haus eingedrungen, sie habe nur noch das Klirren der Waffen, das Krachen von Schüssen, das Wehklagen und Jammern der Frauen gehört, habe einen schönen Mann, der sie vertheidigt, in seinem Blute zu Boden stürzen und die schöne, blasse Frau von den wilden Männern fortschleppen sehen, dann sei Feuer und Rauch betäubend um sie emporgeschlagen, und wie sie sich wieder gefunden, sei sie in einer schmuzigen Hütte als Dienerin bei armen Leuten gewesen, die ihr nur schlechte und kärgliche Nahrung reichten, sie schalten und durch bittere Schläge zwangen, die Laute spielen zu lernen und dazu zu tanzen, bis ein alter Mann gekommen; der habe den Leuten Gold für sie gegeben

und sie mit sich fortgeführt weit, weit über Berge und Flüsse in ein Land, wo sie die Sprache der Bewohner nicht verstanden. Nun sei sie nicht mehr geschlagen worden, denn der Greis habe Freude gehabt an ihrem Gesang, habe sie wie eine Tochter gehalten und nicht mehr von sich gelassen und darum auch mitgeführt in den Krieg. Wie dann die Christen das Lager überfallen, sei der edle Pascha im Kampfe gefallen, sie selbst aber und die übrigen Diener seien gefangen fortgeschleppt worden, darunter auch der Birbaschi, der sich von Stund' an ihrer annahm, sich, um sie zu schützen, für ihren Bruder ausgab und ihr treulich nicht mehr von der Seite wich bis in die Stadt des blauen Königs.

Es war natürlich, daß bei solchen Erzählungen mitunter auch Stasi sich als Zuhörerin einfand oder, wenn sie durchaus nicht abkommen konnte, durch das Küchenfenster lauschte, um mindestens etwas von den wunderbaren Nachrichten und Geschichten zu hören. Auch Benno kam so pünktlich wie noch nie aus seiner Kanzlei in der Residenz herüber, und es bestand keine Besorgniß mehr, daß seinetwegen irgend eine Speise verdorben werden könnte. Manchmal kam er sogar früher; hatte er doch die triftige Ausrede, auch das Seinige zur Ausbildung Zuleima's beizutragen und sie

Deutsch zu lehren, was sie natürlich damit vergalt, ihn hinwieder in der Sprache ihrer Heimat zu unterrichten, ein Geschäft, für welches ein Stündchen vor Tische am meisten geeignet schien.

Auch heute war er wieder gekommen und saß aufmerksam zuhörend am Fenster, obwohl die Mutter ihn eingeladen hatte, neben ihr Platz zu nehmen; es war ihm so bequemer, weil er der Mutter im Rücken saß, also durch nichts gehindert war, seinen Bick nach Gefallen auf Zuleima's Antlitz ruhen zu lassen, so sehr diese auch, wenn ihre Blicke sich begegneten, darüber in Verwirrung gerieth und mit lieblichem Erröthen Mühe hatte, den Faden ihrer Näherei oder ihrer Erzählung nicht zu verlieren.

Es war noch eine gute Weile vor Mittag, als unerwartet auch der Hausherr eintrat und in der rasch geöffneten Thür stehen bleibend die sich darbietende Gruppe mit verwunderten Blicken betrachtete. Vermuthlich hatte Stasi, als sie mit den Wassereimern die Stiege heraufgekommen, in der Hast, gleich wieder bei der Gesellschaft zu sein, die Thür gehörig zu schließen vergessen, sodaß sie dem Drucke des kräftigen Mannes rasch nachgebend sich öffnete. „Das muß ich sagen", rief er, „das ist eine lustige Wirthschaft bei mir! Draußen ist Thür und Thor offen, daß man das ganze Haus

fortragen könnte, und da sitzen sie alle bei einander und thun sich Geschichten erzählen."

Er hätte vielleicht noch länger gebrummt; zum Theil aber besänftigte ihn die Beobachtung, mit welcher Hast und welchem Respekt Alles auseinanderfuhr, um an sein Geschäft und seinen Platz zu kommen; dann überraschte es ihn nicht wenig, daß er, als er wie gewöhnlich seinen Rock ausgezogen, über der Wollenjacke, die ihm ausgebreitet entgegengehalten wurde, nicht das gutmüthige Runzelgesicht seiner Frau, sondern die leuchtenden Augen der schönen Türkin erkannte. Zuleima hatte nur einmal wahrgenommen, wie er bei seiner Heimkehr bedient sein wollte, und ließ es sich nicht mehr nehmen, die Hausfrau dieses Dienstes zu überheben.

„Das fangt gut an", sagte diese mit gutmüthigem Fingerdrohen. „Nimm Dich in Acht, Alter! Die Türkin hat's auf Dich abgesehen."

„Alter, Alter!" murrte Millauer entgegen. „Wenn man Dich hört, möchte man glauben, ich wär' ein zweiter Methusalem! Aber schau", fuhr er, zu Benno gewendet, fort, „der Herr Sohn ist auch schon daheim? Gibt's jetz' nichts mehr zu thun in der Kanzlei? Sind die wichtigen Geschäfte schon abgemacht, daß man heute schon so früh die Ehre hat? Hat er heut' gar keine andere ausländische Gesellschaft gefunden, gar kein —"

Er redete nicht aus; denn im Aussprechen des Wortes zuckte der überraschende Gedanke in ihm auf, daß er ja die gesuchte ausländische Gesellschaft im Hause und vor Augen habe; mit einem eigenthümlichen Blick auf Benno brach er ab, und ein ferner Verdacht stieg in ihm auf wie der erste graue Lichtstreifen der Dämmerung. Vielleicht hätte er noch mehr darüber gesagt, aber schon dampfte die Suppe auf dem Tische und Zuleima hatte ihn am Arm gefaßt und bat schmeichelnd: „Nicht zanken, Väterchen! Der Zorn schadet; das Essen schmeckt nicht mehr nach dem Zorn."

Die Mahlzeit und Alles, was nach ihr kam, ging den gewohnten Gang; als aber die letzte Schüssel abgetragen war, kam Benno mit einem Tuche, in welchem etwas verborgen und eingewickelt war, und übergab es Zuleima. „Nehmt, Jungfer", sagte er. „Ich habe Euch da etwas geholt, was Ihr im Zelte zurückgelassen habt, der Cantor von Sanct-Peter hat es wieder hergerichtet, so gut es anging. Ich weiß, daß es Euch lieb und werth ist, und meinen Aeltern wird es auch Freude machen, wenn sie Eure Kunst zu hören bekommen." Er schlug das Tuch zurück — es war Zuleima's Laute, von dieser mit Entzücken ergriffen und an die Brust gedrückt, wie eine lang entbehrte, unvermuthet wiedergefundene Freundin. Dann that sie einen Schritt

gegen Benno, streckte ihm die Hand entgegen und rief laute, freudige Worte, ebenso schnell aber besann sie sich; mit Glut übergossen setzte sie sich wieder und senkte das Antlitz tief zu der Laute nieder, als wollte sie ihr allein vertrauen, was in ihr vorging. Lächelnd wandte sie sich dann gegen den Rath, eben als derselbe das schwarze Lederpolster heranzog und nach der Hausbibel griff, nahm ihm dieselbe aus der Hand und sagte: „Nicht lesen! Zuleima will spielen. Ein Schlummergesang wird Euch besser einschläfern."

Verwundert ließ der Rath sie gewähren; verwundert schaute die Frau von ihrem Fenstersitze zu, verwundert guckte Stasi aus der Küche herein. Die Saiten erklangen und schwirrten, bald klagend, wie das Gezwitscher eines verirrten Vogels, bald wie das Säuseln eines leichten Morgenlüftchens, das sich in blühenden Baumwipfeln schaukelt. Das Millauer'sche Paar lauschte mit steigendem Wohlgefallen den lieblichen Tönen; früher und weit angenehmer als sonst schwebte der nachmittägige Schlummergott herbei, aus seinem Füllhorn ein ambrosisches Körnlein auf ihre Lider zu streuen.

Leise, um die Schlummernden nicht zu wecken, trat Benno zu Zuleima, welche allmälig die Laute verklingen und sinken ließ; behutsam faßte und drückte er ihre Hand und verschwand.

Als nach einem halben Stündchen der Rath erwachte, rieb er sich die Augen und sah verwundert umher; er mußte sich erst besinnen, ob es ihm nur geträumt, oder ob er wirklich zum ersten Mal im Leben unter Musik eingeschlafen war. Es war ihm gewesen, als befinde er sich in einem fremden Lande unter unbekannten, wunderlich gestalteten Bäumen, auf denen sich große, sonderbar duftende Blumen wiegten und bunte Vögel hin und her huschten; Blumen und Vögel aber waren wie lachende Mädchengesichter, die auf ihn heruntersahen, als ob sie ihn necken wollten und ihm allerlei fremdartige Worte zuriefen. Aber nicht blos seine Augen, welche Zuleima vermißten, fanden sich beim Erwachen nicht gleich zurecht, auch der Nase erging es so; denn durch das Zimmer wehte ein so eigenthümlicher, feiner Duft, als schlummere er noch fort oder als habe er eine von den Blüten mit herübergenommen aus dem wunderlichen Traume. „Frau", sagte er nach einer Weile, „bist Du schon wach? Was riecht denn so angenehm?" fuhr er fort, als sie sich regte und von ihrem Fenstertritt herunterstieg.

„Ich weiß auch nicht, was das ist", sagte sie, „aber es kommt mir vor, als wenn ich den Geruch kennen sollte, und doch weiß ich nicht, wo ich damit hin soll."

Da öffnete sich die Thür und Zuleima trat ein;

was sie in ihren Händen trug, löste das Räthsel. „Väterchen muß Zuleima nicht zürnen", sagte sie, indem sie eine Geschirrplatte auf den Tisch stellte, „und Mütterchen auch nicht! Zuleima hat es gewagt, ein Gericht ihrer Heimat zu bringen. Ihr müßt es nicht verschmähen!"

„Ein Gericht aus der Türkei?" rief Millauer und wollte aufstehen, um den Tisch von sich zu schieben. „Was könnte denn das sein? Ich will doch nicht etwa gar hoffen —"

Zuleima hielt ihn mit freundlicher Miene zurück. „Väterchen, Zuleima keinen Korb geben!" sagte sie. „Zuleima bitten; sie hat den Kaffee selbst bereitet."

„Also wirklich ein Kaffee bei mir!" rief Millauer aus. „Ich bin also nicht einmal in meinem eignen Hause mehr Herr!"

Die Frau aber trat neugierig näher und rief, die Kanne betrachtend: „Ei der tausend, also ein wirklicher Kaffee?"

„Eine Gabe meiner Heimat", sagte Zuleima demüthig. „Zuleima hat nichts, womit sie zeigen kann, wie gern sie danken möchte. Ich habe ihn nicht bereitet, wie ihn die Osmanli, sondern wie ihn die Franken trinken in Turkistan, mit Zucker gewürzt und mit Milch gefärbt. Nicht wahr", setzte sie schmeichelnd hinzu,

„wer eine arme Waise so freundlich aufgenommen, verschmäht ihren Dank nicht?“

„Na“, sagte die Frau, „um die Jungfer nicht zu beleidigen, wird man das Ding doch wohl verkosten müssen.“

Der Rath aber blieb standhaft und unerschütterlich; er wandte das Antlitz von der ihm hingeschobenen Schale und wies sie mit der Geberde eines Helden zurück, dem nur die Wahl gelassen ist zwischen entehrender Ergebung oder ruhmvollem Untergang. Die Türkin aber war nicht so leicht abzufertigen; sie faßte mit einer Hand die Schale, die andere legte sie leise tätschelnd an die Wange des alten Herrn, sah ihm mit unwiderstehlichem Blick in die Augen und sagte bittend: „Trinken, Väterchen! Idschmek, ja tatli Babamtschik!“ Dabei brachte sie die Schale immer näher an seinen Mund.

Der Rath vermochte nicht länger, sie zurückzuhalten, noch ein Moment des Widerstrebens, und er hatte wirklich von dem verpönten Tranke geschlürft. „Hm“, sagte er dann, „das Ding schmeckt doch besser, als ich mir eingebildet hab’. Na, man muß Alles probiren; nicht wahr, Frau?“ fuhr er fort, wie um sich vor ihr und vor sich selber zu entschuldigen. „Man thut es ja nur, daß man auch davon zu reden weiß, da kann

man wohl einmal eine Ausnahme machen. Aber sonst, da wird mich die Jungfer Türkin schon noch dafür kennen lernen, sonst, wenn ich mir einmal etwas vorgenommen habe, dann bleib' ich dabei, so fest wie Stahl und Eisen."

Bald verließ er das Haus, seinen gewohnten Spaziergang zu machen, zum Kostthor hinaus, um die Wälle und Gräben herum und zum Sendlingerthor wieder herein und dann die Sendlingergasse hinab, um im Vorübergehen beim Hascherbräu eine Stehhalbe mitzunehmen. Auch die Frau ging aus; sie war mit Zuleima zu einer Gevatterin gebeten; denn seit es bekannt geworden, wie die Frau Kurfürstin sich dieser annahm und sie der Frau Millauerin übergeben hatte, wollte unter den zahlreichen Verwandten und Bekannten des Hauses Jedes die merkwürdige Fremde einmal bei sich sehen, sie bewundern und sich von ihr erzählen lassen.

Das Haus war ganz verlassen; nur Stasi brachte noch ihre Küche vollends in Ordnung und setzte sich dann mit dem Strickzeug unter die Hausthür, um wenigstens an den Vorübergehenden sich zu ergötzen und dann und wann ein Wort mit einer Nachbarin zu plaudern.

Es ging schon stark gegen Abend, und Stasi war eben im Begriffe, wieder in die Wohnung hinaufzugehen,

als auf einmal der schwarzbärtige Birbaschi, über den sie schon einmal so sehr erschrocken, wie aus der Erde hervorgewachsen vor ihr stand. Obwohl er aufs freundlichste grüßte und die weißen Zähne mit seinem angenehmsten Lächeln zeigte, war der Eindruck seines Anblicks auf sie doch wieder kein anderer als der des Erschreckens — sie fuhr unwillkürlich mit der Hand nach dem Mieder, denn es war ihr, als hätten seine Augen ihr durch dasselbe einen Stich gegeben, so recht mitten ins Herz. „Was will der Herr?" sagte sie stockenden Athems. „Es ist Niemand zu Haus von der Herrschaft."

„Dann erlaubt mir die Jungfer wohl, zu warten", entgegnete der Birbaschi in ziemlich geläufiger, aber sonderbar entstellter Rede. „Der Herr Rath hat mich zu sich bestellt — ich soll kommen bis sechs Uhr."

Stasi erwiderte nichts, aber sie sah den Türken von unten bis oben an, und dieselben wunderlichen Gedanken, die gleich beim ersten Begegnen in ihr aufgetaucht, zogen ihr wieder durch den Sinn. Sie winkte ihm stumm, ihr zu folgen, und wies ihm in der Küche einen Platz auf der Herdbank an; da sollte er warten, bis der Herr nach Hause käme. Sie that dann, als ob sie ihn gar nicht beachtete, indem sie sich am Herde zu schaffen machte, ein echt bayerisches Abendessen zu bereiten, nämlich dünngeschnittene Semmelscheiben, welche

künstlich über einander geschichtet, mit Milch und Eiern übergossen und dann langsam gebacken werden; dennoch konnte sie es ihren Gedanken nicht wehren, daß sie immer wieder zwischen dem Birbaschi und dem treulosen Schuster hin und her flogen. War doch dieser in der schönen Zeit ihrer Liebe und Hoffnung und noch kurz vor der so schmählich gestörten Hochzeit gar manchen Abend in die Küche gekommen, in der sie damals gedient, hatte gerade so dagesessen, hatte mit ihr geplaudert und dabei gewartet, bis irgend ein guter Bissen für ihn abgefallen war. Zuletzt kam es ihr vor, als sei zwischen beiden gar kein Unterschied, der Türke müsse wirklich ihr Blasi sein, der nur jetzt statt seines glatten Gesichts einen mächtigen Bart habe und Turban und Kaftan am Leibe trage statt des Schusterfells.

Auch die Augen des Birbaschi wollten nicht von der hübschen, drallen Köchin weg; er machte im Stillen allerlei Pläne, wie er ein vertrautes Gespräch einleiten und vielleicht näher bekannt werden könnte. Als sie ihm eben den Rücken zuwendete, stand er leise auf, trat hinter sie und legte ihr den Arm um die Hüfte. „Was kocht denn die Jungfer Köchin Gutes?“ sagte er. „Das wird ja gar ein Scheiterhaufen, wie ich sehe.“

Stasi stand wie vom Blitze getroffen und konnte nicht gleich antworten — mit diesem einzigen Worte

waren plötzlich alle Zweifel wie Nebel vor einem Windstoß gewichen, und die Zeit ihrer Liebe lag mit einem Mal vor ihr da wie eine erst umwölkte, plötzlich sonnenhell gewordene Landschaft. Die Speise, die sie bereitete, war fast nur in München üblich, die Benennung aber, welche der Türke gebraucht, war ausschließlich hier zu Hause und sonst nirgends; wie konnte der Türke, der erst kurze Zeit im Land und in der Stadt war, der aus seinem Zelte fast nicht fortgekommen, die Speise kennen? Wie konnte er vor allem ihren Namen wissen? Es war klar, das konnte kein rechter Türke sein! Der Mann verstellte sich und war verkleidet — es mußte der entflohene treulose Schuster sein! Krampfhaft faßte die Hand der Köchin nach dem Schürhaken, um ihm die Güte und Treue ihres Gedächtnisses sogleich thatsächlich zu zeigen; aber sie bezwang sich noch im rechten Augenblicke — diese Genugthuung reichte nicht aus, sie mußte vollständige Rache an ihm nehmen. Sie faßte sich und vermochte es sogar, ganz gleichgültig und munter zu scheinen; wohl zuckte sie zusammen unter dem sie umfassenden Arme, aber sie that, als wäre es ihr nicht völlig unangenehm, und rief lachend: „Was will denn der Herr? Der Scheiterhaufen und die Köchin sind net für ihn g'wachsen."

„Was liegt mir an allen Scheiterhaufen in der

ganzen Welt!“ erwiderte der Birbaschi zärtlich. „Aber wenn es mir gelänge, die schöne Köchin zu erobern, dann wollt' ich gern von der ganzen Türkei nichts mehr wissen.“

„Lass' Er mich gehn!“ sagte Stasi, indem sie sich losmachte. „Ich glaub' keinem Mannsbild was und am allerwenigsten einem Türken. Die Mannsleute taugen schon bei uns net viel, sie sind alle treulos und falsch und bei dene Türken soll ja gar die Vielweiberei im Brauch sein.“

„Allerdings“, sagte der Birbaschi, „der Prophet Mohammed hat es so eingerichtet.“

„So?“ sagte sie. „Das muß mir auch ein sauberer Prophet g'wesen sein. Es ist also wahr, daß in der Türkei Jeder mehrere Weiber hat und daß er sie einsperrt, wie die Hühner in die Steig'n?“

„Jeder hat so viele Frauen, als er will“, sagte der Birbaschi, indem er sich in die Brust warf, „und die Weiber sind miteinander in einem Hause eingesperrt — Harem heißt man das! Da darf keine auch nur zum Fenster hinausschauen; denn der Türke ist eifersüchtig als wie — ja, wie halt noch einmal ein Türk'!“

„Das ist dumm genug von den Leuten“, sagte Stasi geringschätzig. „Was haben's denn davon, wenn sie eifersüchtig sind? Es wird im Türkenland mit den

Mädeln auch net anders sein als bei uns, und wenn ich einmal einen net mehr mag und thät' mir einen Andern einbilden, so wollt' ich sehn, wer mir's verwehren wollt'!"

„O die Jungfer kennt die Türken nicht", sagte der Birbaschi pathetisch. „Die verstehn keinen Spaß! Wie einer dahinter kommt, daß eins von seinen Weibern einen andern Mann nur angeschaut hat, gleich packt er sie, schleppt sie auf den Divan und bringt sie um."

„Was? Ja, wenn sie's aber bereut —"

„Macht nichts; er bringt sie um."

„Und wenn sie um Verzeihung bitt' und verspricht, sie will's nimmer thun?"

„Nutzt Alles nichts, er bringt sie doch um. Entweder steckt er sie in einen Sack und wirft sie ins schwarze Meer, wo es am tiefsten ist und am schwärzesten, oder er verehrt ihr eine seidene Schnur, mit der sie sich selbst den Hals zubinden muß, oder er sticht ihr den Dolch in den Leib oder gießt ihr gar Gift in den Kaffee!"

„Und das darf sein in dem dummen Land?" sagte Stasi. „Das leidet die Obrigkeit? Ist denn gar Niemand da, der den armen Weibern hilft?"

„Warum nicht gar!" sagte der Birbaschi. „Freilich, den Sack kann einer nicht immer bei sich tragen; aber die seidene Schnur, den Dolch und das Gift, das hat jeder richtige Türk' immer in der Tasche."

„Was der Herr sagt!“ erwiderte Stasi mit lauerndem Blicke. „Aber Er wird doch auch ein richtiger Türk' sein? Hat Er denn diese Sachen auch in der Tasche?“

„O ich bin ein Gefangener“, entgegnete er traurig. „Dolch und Schnur haben sie mir abgenommen, damit ich mir nicht selber ein Leid anthun kann. Aber“, fuhr er geheimnißvoll fort, „das Gift, das haben sie nicht gefunden, wie sie mich durchsucht haben, das hab' ich noch im Sack.“

„Ein wirkliches Gift?“ fragte Stasi lockend. „Das möcht' ich schon sehn! Wie schaut denn das Gift aus?“

„Ja, sehn kann es die Jungfer wohl“, entgegnete er, indem er einige klein zusammengelegte weiße Papierchen hervorzog und eins derselben öffnete. „So sieht das Türkengift aus; es ist nichts als ein weißes Pulver, aber eine Messerspitze voll ist schon genug. Wer die um dreiviertel auf zwölf verschluckt, braucht sich um das Mittagsessen nicht mehr zu kümmern.“

„Und so was tragt Er bei uns mit sich herum?“ erwiderte Stasi, indem sie rasch darnach griff, ihm die Papierchen entriß und in die Tasche steckte. „Das muß man Ihm schon aus dem Weg räumen.“

„Kreuzteufel —“ wollte der Türke fluchen, brach jedoch mitten im Worte ab und rief: „Kreuz und Halb-

mond! Jungfer, was fällt Ihr ein? Sie wird doch nicht Jemand vergiften wollen?"

„Wer weiß, was geschieht", sagte sie und schlug ihn enteilend derb auf die Schulter, denn die Hausglocke hatte geläutet. „Es ist immer gut, wenn man so was im Vorrath hat. Wenn mir mal einer untreu wird, dann will ich den Stiel umkehren und will es machen wie die Türken."

„Das ist eine rabiate Person", sagte der Birbaschi, ihr nachsehend. „Ich weiß nicht, manchmal kommt es mir vor, als hätt' ich sie schon irgendwo gesehen; aber das kann ja doch nicht sein! Nun", setzte er lachend hinzu, „die Pulver kann ich ihr ja wohl lassen, die werden nicht viel Unheil anrichten, aber der kann sich immerhin gratuliren, der sie in den Leib kriegt!"

Der Rath war nach Hause gekommen und begrüßte den Türken aufs freundlichste, aber mit dem listigen Blicke des Vogelstellers, welcher seine Beute an der Lockspeise picken und schon im voraus das Netz über ihr zuklappen sieht. Er trug der Köchin auf, Niemand in das Zimmer zu lassen und Frau und Sohn zu sagen, daß kein Mensch ihn stören dürfe; er habe ein höchst wichtiges Geschäft abzumachen mit dem Birbaschi.

Das Gemach, in welches er den Gast führte, war nicht groß, aber ungemein heimlich, so recht ein Plätzchen

stiller Zurückgezogenheit. Die Fenster gingen nach einem kleinen, von Häusern eingeschlossenen Gärtchen hinaus, welchem, wenn auch Blumen darin nicht zu gedeihen vermochten, doch einige Baumkronen, erfrischend für Auge und Gemüth, entstiegen. Ein fester runder Tisch stand in der Mitte des Zimmers, zu beiden Seiten waren ein paar tüchtige Lehnstühle hingestellt, wohl darauf berechnet, ihren Mann behaglich und weich zu betten, wenn er allenfalls eine Anwandlung haben sollte, für sein müdes Haupt einer Stütze zu bedürfen. Nebenan auf einem kleinen Schenktisch waren Flaschen, Gläser und Teller so reichlich und einladend geschichtet und aufgestellt, daß dem Birbaschi schon jetzt der Mund nach ihrer nähern Bekanntschaft wässerte.

„So, jetz' setze sich der Herr Bierpascha daher“, sagte Millauer, „und lass' Er sich's schmecken — wir wollen thun, als wenn wir alte Bekannte wären! Ich hab' Ihn mit Fleiß in das Zimmer geführt, damit uns Niemand stört; denn ich hab' Ihm etwas sehr Wichtig's anzuvertrauen, und dann ist es auch wegen Seiner. Er ist nun doch einmal ein Türk' — wir wollen aber ein paar Flaschen Wein miteinander ausstechen, und das braucht Niemand zu sehn. Verstanden? Wenn's auch eine Narrheit ist von seinem Propheten, so weiß ich doch, daß er ihm den Wein verboten hat. Oder hat Er vielleicht

keine Courage?" fuhr er fort. „Fürcht' Er sich vor dem Wein?" Er entkorkte dabei die erste Flasche und ließ die goldene Flut in die grünen Römer rinnen, daß es wie der Duft von einem eben aufbrechenden Blumenbeete durch das Zimmer wehte.

„O nein, ich fürchte mich gar nicht", sagte der Türke lüstern; „der Prophet hat das Weintrinken verboten, aber das gilt nur in der Türkei; in einem fremden Lande muß man nehmen, was man bekommt, und unserm Herrgott — will ich sagen Allah, für Alles danken."

„Recht so", antwortete Millauer, „und damit's uns besser schmeckt, hab' ich auch ein bissel zum Kauen herg'richtet."

„Ah, Kaz, Kaz!" rief der Birbaschi, als Millauer eine volle Schüssel auf den Tisch stellte.

„Warum nicht gar!" erwiderte dieser. „Das ist ja eine Gans und ein Prachtstück obendrein! Er wird doch nicht jetzt schon eine Katz' und eine Gans nicht mehr unterscheiden können?"

„O nein, ich kenne den Vogel recht gut", erwiderte dieser. „Aber im Türkischen heißt die Gans Kaz."

„Was Er mir sagt!" lachte der Rath. „Das ist eine wunderbare Sprache, die muß man wohl gut lernen, damit man nicht irr' wird; da könnte man schön in Verlegenheit kommen, wenn man einmal ein Wort ver-

wechselte! Ich habe große Lust, sie auch zu lernen. Was meint Er, wollen wir gleich den Anfang damit machen? Was heißt das auf Türkisch?" sagte er, indem er das volle Glas erhob und an dem seines Gastes anklingen ließ. „Was heißt: Sollst leben, Bruder!?"

„Muammer Olun!" sagte der Birbaschi.

„Also: Muammer Olun!" rief Millauer lachend, indem er sein Glas auf einen Zug ausstürzte, während der Türke den edlen Rebensaft mit dem Bedacht eines Wohlschmeckers schlürfte und dann sich behaglich den Bart strich.

„Allah ist groß, und Mohammed ist sein Prophet", sagte er, „aber warum er den Wein verboten hat, das ist mir zu rund."

„Das kann ich Ihm schon sagen", entgegnete Millauer. „Der Mohammed oder wie er heißt, wird eben nur den sauren Landshuter gekannt haben; wenn er solch ein Tröpflein gehabt, hätte er ihn gewiß nicht verboten. Also frisch getrunken, Bierpascha, und zeig' Er, daß er sich nicht fürcht' — ich thu' es auch nicht — sieht Er?" Damit hatte er sich das Glas wieder gefüllt und gleichfalls ausgestürzt.

„O ich spüre gar keine Bangigkeit in mir", sagte der Birbaschi, indem er Bescheid that, nicht ohne Verwunderung über die Geläufigkeit, mit welcher sein Ge-

nosse die Gläser zu füllen und zu leeren wußte. Rasch waren so die ersten drei Flaschen geleert.

„Jetzt kommt die vierte", sagte Millauer. „Das ist eine noch bessere Sorte, ein Extrawein, den der Kurfürst nur alle heiligen Zeiten auf den Tisch bekommt. Also eing'schenkt! Wir wollen auch einmal fürstlich leben und vierspännig fahren. Was heißt das auf Türkisch: Fahr' zu, Kutscher!?"

„Sürün Arrabadschi!" sagte der Birbaschi; Millauer sprach lachend und kauderwelsch die Worte nach. Er schenkte immer wieder ein und aus, denn er wollte dadurch den Gefährten aneifern und ihm einen kleinen Haarbeutel anzechen; in diesem Zustande dachte er den Birbaschi am bereitwilligsten zu finden.

So zechten sie geraume Zeit und gewahrten kaum, daß es draußen schon dämmerte und endlich die Nacht vollends hereinbrach; denn Millauer hatte vorsorglich schon bald die Läden geschlossen und Licht angezündet, die künstliche Dunkelheit zu erhellen. Beide bewährten sich als tüchtige Kämpen; aber der Türke war dem Deutschen überlegen, dessen Gesicht zu glühen begann wie eine Pfingstrose — der Pfeil, den er dem Andern zugedacht, war auf den Schützen zurückgeprallt.

„Komm her, Türk'!" sagte er lallend. „Ich hab' Dich gern, Bruder! — muß Dir einen Schmatz geben.

Aber Du mußt mir dafür auch einen Gefallen thun. Zuvor aber wollen wir noch mal anstoßen! Also Mu — Mu — ich weiß nicht mehr, wie das dumme Zeug heißt. Aber nicht wahr, Bruder, Du bist nicht falsch mit mir, Du meinst es aufrichtig und verräthst mich nicht; es ist ein großes Geheimniß, mußt Du wissen! Du darfst keinem Menschen etwas davon sagen!"

„O ich werde nicht", betheuerte der Andere, „ich schwöre beim Propheten und bei meinem Bart —"

„Willst mir also wirklich den Gefallen thun?" sagte Millauer, der im lustigen Rausche sich vor Lachen fast nicht mehr zu halten wußte. „Sag' mir mal: Was heißt denn rauschig?"

„Sarchosch."

„Dann bist Du sarchosch", rief er und lachte, daß es ihn rüttelte und ihm die Thränen über die Backen kugelten. „Bruder, Du kommst mir ganz verdächtig vor! Du kannst schon nicht mehr gerade sitzen, hast eine schwere Zunge. Macht aber nichts; da ist noch eine volle Flasche! die sechste, Bruder; jetz' soll es gar sechsspännig gehn, Hollah karbatschi!" Er machte mit den Armen die Geberden eines Fuhrmanns nach, der mit der Peitsche knallt, und lachte, daß ihm der Athem ausgehen wollte.

„Aber so sagt mir doch einmal", rief der Birbaschi, „was ich Euch für einen Gefallen thun soll!"

„Ich will es Dir sagen“, begann Millauer wichtig, indem er sich anhing. „Du bist ja ein Türk' — nicht wahr, Du kannst Alles ausdeutschen, was Türkisch ist? Schau' einmal den Zettel da an und sag' mir, was darauf geschrieben steht!“

„Gern, Bruder“, erwiderte Birbaschi, indem er das Papier verwundert in der Hand drehte, „aber — ich kann nicht lesen!“

„Was?“ lallte Millauer und wollte sich erheben, aber der Wein war mächtiger und riß ihn in den Stuhl zurück. „O verdammt! Jetzt geht das Fuhrwerk schief. O Bruder, warum kannst Du nicht lesen? — Was heißt denn „Gute Nacht“ auf Türkisch?“ setzte er schwach hinzu.

„Gedschenitz Ola!“

„Dann heißt's bei mir jetzt Gedschenitz und Hollah!“ rief der Stadtrath, fiel in den Lehnstuhl zurück und begann zu schnarchen.

Drittes Kapitel.

Seni ben severim.

„He da, Herr Gevatter! Was gibt's denn? Wo hinaus so geschwind?" rief der Lederer Radl, auf dem hölzernen Stege über dem Stadtbach knieend und eifrig beschäftigt, einige halbgare Häute in dem brausenden Wasser zu schwemmen. „Ihr lauft ja, als wenn Euch der Kopf brennte."

Der Angeredete, Kornkäufler Spitzhuet, war in starkem Trabe das Thal Mariä herabgekommen und war dann bei der Mühle gegen den Steg eingebogen. „So schlimm ist's just nicht, Gevatter", sagte er, indem er stehen blieb und ausathmete. „Aber ich möcht' halt die Auffahrt nicht versäumen."

„Auffahrt? Was für eine Auffahrt?" fragte der Lederer verwundert.

„Ja, wißt Ihr denn gar noch nichts?“ rief Spitzhuet entgegen. „Der französische Gesandte, von dem wir neulich geredet haben draußen im Türkenzelt, der ist jetzt wirklich angekommen und macht heute um zehn Uhr seine feierliche Aufwartung.“

„Heute?“ rief der Lederer aufspringend. „Das muß ich auch sehn! Wartet ein wenig, Gevatter, ich will nur meine Häute anhängen und den Schurz ausziehen; dann geh' ich mit. So was kommt nicht alle Tage, das darf man nicht versäumen! Hollah“, rief er gegen das Haus hin, indem er den Schurz abwarf, „bringt mir Rock und Hut heraus und schaut auf die Schwemm', daß der Bach nichts mitnimmt! Ich bin gleich wieder da.“

Ein Lehrjunge kam eilfertig mit dem Verlangten heraus, hob auf, was der Meister weggeworfen, und sah dann den Forteilenden mit sehnsüchtiger Neugier nach; es war etwas Ungewöhnliches, daß der Meister so mitten von der Arbeit wegging, also mußte es auch etwas ganz Besonderes zu sehen geben, und da hätte der Junge wohl am liebsten dem Lehrherrn Gesellschaft geleistet.

„Aber wie ist denn das?“ fragte der Lederer, während sie durch die Lederergasse und über die Graggenau liefen, um eher zur Burg zu kommen. „Es ist

doch schon mancher Gesandter nach München gekommen; aber da ist es in aller Stille hergegangen; da hat man nie von Auffahrt was gehört."

„Ja, das ist eben das Merkwürdige", erwiderte Spitzhuet, „es ist aber doch gewiß! Ich hab' eben im Rathhaus Gerste abgeladen; da hab' ich gehört, wie der Stadtrichter es ein paar Rathsherren erzählt hat. Der französische Gesandte hat es eigens verlangt, daß er mit aller Feierlichkeit und Ceremonie empfangen werden soll, und das ist wohl der Beweis, daß hinter der Gesandtschaft ganz was Besonderes stecken muß."

„Ah, wollt Ihr auch die Komödie sehen?" rief Meister Kleeberger, der Harnischmacher, dazwischen, welcher eben aus dem Stiftsgäßl herbeigeeilt kam. „Wißt Ihr's denn schon? Der Franzos soll sechsspännig ankommen mit einer Menge Dienerschaft zu Roß und zu Fuß. Der Kurfürst empfängt ihn im Herculessaal mit dem ganzen Hofstaat und geht ihm entgegen bis unter das Thor von der Residenz."

„Warum nicht gar auch noch über die Straße und bis ans nächste Eck?" erwiderte Radl. „Es ist schon genug, mein' ich, wenn er ihm überhaupt entgegengeht — ist doch schon das was ganz Besonderes!"

„Es geht andern Leuten wie uns", rief Spitzhuet, indem sie beim Püttrich Regelhaus hervorkamen.

„Die ganze untere Schwabingergaff' ist schon voll Menschen, daß man auf den Köpfen gehen könnt', und dort durch den Muckenthaler Thurm seh ich schon etwas herankommen, was wie Federbüsch' aussieht; das werden die Franzosen sein. Da sind wir grad' zur rechten Zeit gekommen."

Die kräftigen Männer hatten sich bald durch das Gedränge bis gegen die Residenz hin Bahn gebrochen und im Brauhause zum Sternberger willkommenen Unterstand und bequeme Gelegenheit gefunden; von dort konnten sie Alles beobachten, was auf der Straße vorging, und zugleich auch mit die neugierigen Köpfe mustern, mit denen die Fenster der Bürgerhäuser und der kurfürstlichen Wohngebäude vollgepfropft waren.

„Da schaut einmal hinauf!" sagte Spitzhuet. „In des Herrn Millauer Behausung schaut richtig die Türkin zum Fenster heraus; es muß also doch wahr sein, was man in der Stadt erzählt."

„Freilich ist's wahr", erwiderte Radl. „Die Meinige hat's gleich am andern Tag vom Markt mit heimgebracht. Die Türkin hat bei Hof in der Komödie mitgespielt, und da ist's aufgekommen, daß sie ganz was Vornehm's ist, eine Prinzessin oder sonst weiß Gott was."

„Ja, es soll ganz merkwürdige Geschichten abge-

ben mit den Türken!" sagte Spitzhuet. „Auch ein geheimer Prinz ist darunter; aber Niemand weiß, welcher davon es ist. Damit ihm nun nicht zu weh geschieht, ist der alte Millauer aufgestellt worden; der soll ihn herausfinden."

Trompetenstöße unterbrachen das Gespräch. Berittene Zinkenisten in den Stadtfarben, schwarzgelben Wämsern und goldgestickten Sammtmänteln bahnten eine breite Gasse durch das Gedränge und bliesen in feierlichen, langgezogenen Tönen zu Ankunft und Gruß; eine Rotte Panzerreiter vom Regiment Rostani, welche den Gesandten von seiner Behausung abgeholt, folgte als Ehrengeleit; hinter ihnen in blauen Röcken mit weißen goldgestickten Feldbinden kam eine Schaar berittener Dienerschaft und umgab den kostbaren Staatswagen, der, von schwarzen Rossen gezogen, langsam daherrollte; in rothem, goldstarrendem Geschirr mit nickenden weißen Federbüschen auf den Köpfen, zu beiden Seiten von Stalldienern gehalten, schritt das Sechsgespann so feurig und stattlich einher, daß ein Gemurmel des Wohlgefallens durch die Menge lief. Der Wagen selbst, nach drei Seiten durchsichtig, war aus Krystallscheiben und Goldstäben gebaut und mit goldenen Lilien auf weißem Grunde wie übersäet; auch auf der Wagendecke aus den rings angebrachten Büschen

stieg die Wappenblume von Frankreich zierlich empor. Der Marschall Villars saß im Wagen und grüßte mit so heiterer Miene nach allen Seiten, als gewahrte er nicht, daß das Volk, nur bedacht, seine Neugier und Schaulust zu befriedigen, den fremden, vielfach beargwohnten Gast mit mehr als gleichgültigem Schweigen empfing; eine auserlesene Schaar berittener Edelleute in den reichsten Uniformen und Anzügen vom Hof und Heere Frankreichs begleitete den Wagen; hinter ihnen blitzten wieder die blanken Panzer einer Rotte von Rostani-Kürassieren, welche den Zug schloß.

„Was der Franzos sich für Müh' gibt, sich einzuschmeicheln!" sagte Kleeberger halblaut. „Aber es nutzt ihm doch nix! Wenn er so mit dem Kopf nach allen Seiten nickt, kommt's mir grad' vor, als wenn er heimlich dabei denken thät': Wenn ich mich auch noch so freundlich anstell', ich lach euch doch alle aus und dich auch und dich auch."

Die Bürger lachten; am Eingangsthore der Residenz aber tönten jetzt ebenfalls Trompetenrufe den Ankommenden entgegen. Der Wagen hielt; Villars stieg aus und näherte sich, von seinem glänzenden Gefolge wie ein Fürst umgeben, der Treppe, auf deren Stufen die von Ferdinand Maria aus den frühern Bogenschützen oder Arcièren gebildeten Leibgardisten

oder Hartschiere in ihren Federbaretts und spanischen Mänteln aufgestellt waren und die vorgesetzten Hellebarten grüßend auf den Boden stießen.

„So, jetzt wär' das auch vorbei", sagte Kleeberger. „Jetzt werden sie gleich bei einander sein, der Kurfürst und der Gesandte, und was sie ausmachen, dabei darf unsereins doch net zuhören, und so wird's wohl das Gescheidt'ste sein, wir gehn wieder heim, Ihr zu Eurem Leder und ich zu meinem Blech!"

„Freilich", sagte Spitzhuet. „Aber ich möchte doch für mein Leben gern wissen, was da drinnen jetzt ausgekocht wird. Wer da ein Mäus'l sein und zuhören könnte!"

„Ein Mäus'l!" lachte Radl, indem sie sich mit dem fortströmenden Volke entfernten. „Nun, ich denke, das müßte schon ein ordentlicher Ratz sein, wenn der Gevatter Spitzhuet drinnen Platz haben sollt'. Aber es ist einmal so und wir ändern's auch nicht, also müssen wir's halt in Gottes Namen abwarten. Wir werden's schon erfahren, was sie auskochen; am Ende kriegt's doch Niemand anders auszuessen als wir."

Indessen war dem Gesandten schon auf den untern Stufen, von einem Theile des Hofstaats umgeben, der Oberhofmeister Max Johann Graf von Preysing zum Empfang entgegengetreten, während oben an der

Treppe Herzog Philipp von Leuchtenberg als des Regenten nächster Verwandter stand und den Marschall mit seiner auch hier sich nicht verleugnenden waidmännischen Kürze gegen die Thür des Saales geleitete, auf dessen Schwelle der Kurfürst erschien und eine Bewegung machte, dem Ambassadeur entgegenzugehen. Mit tiefer Verbeugung nahte ihm der Marschall, trat in den Saal, und die Flügelthüren schlossen sich hinter beiden. Im Vorsaal blieben die Beamten und Würdenträger des Staates, die Herren des Hofes und die Spitzen des Adels zurück, alle zahlreich versammelt, nicht nur, weil der Befehl des Kurfürsten die Versammlung zu einer möglichst glänzenden machen wollte, sondern weil in jedem die Ahnung lebte, daß der vor sich gehende Empfang und die daran sich knüpfende Unterredung von den bedeutsamsten Folgen für Land, Volk und Thron sein würde, weil jeder fühlte, es sei einer jener Augenblicke, in welchen der Hammer in der großen Weltenuhr aushebt, um eine für die Geschicke der Völker entscheidende Stunde zu verkünden.

In kleiner Entfernung von der Saalthür standen die Herren vom Gefolge des Marschalls im Halbkreise den Staatsräthen gegenüber, während die jüngern Offiziere mit den bayerischen Cavalieren sich nach kurzer Begrüßung vermischten und eifrig daran

waren, neue Bekanntschaften zu knüpfen und alte zu erneuern. Bei den Franzosen war auch Benoit zu erblicken in reichgesticktem Hofkleide; unter den Hofbediensteten stand Schmidt, wie immer in seinem unscheinbaren dunklen Kleide. Es erschien zufällig und war doch die Absicht beider, daß sie in der Vertiefung des Saales sich einem Fenster näherten und endlich mit allen Zeichen scheinbarer Ueberraschung einander gegenüberstanden.

„Sie halten Wort, mein Allerwerthester", sagte Schmidt. „Wohl ist es kaum möglich, in diesem weltlichen Gewande den frommen Abbé wiederzuerkennen, doch bin ich sehr erfreut, daß der Himmel Ihr gläubiges Vertrauen erfüllt hat und den Marschall glücklich ankommen ließ, und wie bestimmt worden, begegnen wir uns bei seiner Ankunft."

„Sie sind sehr gütig, mich an diesen Scherz zu erinnern", entgegnete Benoit. „Aber ich bedaure lebhaft, daß ich Sie seither nicht gesehen. Sie hätten das Wort nicht so buchstäblich nehmen sollen! Ich hätte sehr gewünscht, Sie zu sprechen, und wäre es auch nur gewesen, um Ihnen freundschaftliche Vorwürfe zu machen wegen der Neckerei, die Sie uns damals gespielt."

„Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen", sagte Schmidt mit der Miene eines schuldlosen Kindes.

„Nicht diesen Ton, Monsieur!“ entgegnete Benoit. „Ich habe es neulich für nothwendig gehalten, zu sondiren und etwas zurückzuhalten. Sie haben sich dafür gerächt; wir haben uns beide an einander gemessen und kennen uns jetzt. Jetzt besitze ich auch die Vollmacht, die mir damals gemangelt, und habe von Monsieur Legrand dem Stallmeister den Auftrag —“

„Mein Herr!“ erwiderte Schmidt entrüstet. „Sie reden zu mir in einer Weise —“

„In der Weise, die sich unter so guten Bekannten geziemt“, entgegnete Benoit, indem er wie unabsichtlich seine Hand auf Schmidt's Arm legte und einen prachtvollen Ring spielen ließ, in welchem ein Diamant von seltenem Feuer funkelte. Er gewahrte wohl, wie der Blitz augenblicklich in Schmidt's Auge wiederleuchtete; aber er that, als ob er nichts gesehen, und fuhr gleichgültig fort: „Stallmeister Legrand also, den Sie Ihrem gnädigen Herrn so dringend empfohlen haben —“

„Ich?“ rief Schmidt. „Ich begreife noch immer nicht —“

„O nicht diese unzeitige verschämte Bescheidenheit!“ unterbrach ihn Benoit. „Der Coup war gut und rasch ausgeführt und soll uns also nicht entzweien! Also, Stallmeister Legrand ist Ihnen sehr dankbar für den guten Platz, den Sie ihm in Aussicht gestellt haben;

er weiß nun, wie sehr Sie das Beste Ihres Herrn und Ihres Landes wollen, und wäre daher sehr geneigt, von Ihnen eine Andeutung darüber zu erhalten, wie in diesem Sinne am besten gewirkt werden könnte. Gefällt Ihnen dieser Stein?" unterbrach er sich, vom Gespräch abspringend. „Ich glaube voraussetzen zu dürfen, daß Sie Kenner sind."

„Das nicht. Wie sollte ich dazu kommen!" sagte Schmidt. „Ein Mann in meinen Verhältnissen! Aber ich gestehe, daß ich Liebhaber bin und dergleichen Dinge sehr gern sehe. Der Stein ist von seltener Schönheit", setzte er mit leuchtenden Augen hinzu, „und sein Wasser von höchster Reinheit."

„Es freut mich, wenn er Ihnen gefällt", entgegnete Benoit. „Doch erlauben Sie mir eine Frage! Wie stehen augenblicklich die Beziehungen Ihres Hofes zu Wien?"

„Das ist mir so vollständig unbekannt wie Ihnen", entgegnete Schmidt. „Der bisherige Gesandte Fürst Lobkowitz wurde von Seiner kaiserlichen Majestät abberufen und sein Nachfolger ist noch nicht bestimmt."

„Das wissen wir. Wir wissen sogar noch mehr; wir wissen, daß auch der Nachfolger bereits ernannt ist, wenn Sie es auch nicht zugestehen wollen; es ist der Graf Kaunitz."

„Das scheint mir nicht wohl möglich", entgegnete Schmidt mit eigenthümlichem Lächeln. „Der Graf ist noch nie in diplomatischen Geschäften verwendet gewesen, ich glaube kaum, daß man ihn gleich anfangs an einen so wichtigen Posten stellen wird."

„O doch, doch", entgegnete Benoit lachend, indem er sich umsah. „Die Qualitäten für die verschiedenen Gesandtschaftsposten sind eben verschieden. Für hier aber läßt sich kein besserer Mann finden als Graf Kaunitz."

„Warum das?"

„Weil er eine sehr schöne Frau hat", entgegnete Benoit und fuhr, ohne sich um das abwehrende Staunen des Geheimsecretärs zu kümmern, in der frühern Rede fort: „Sie sehen, wir sind nicht uneingeweiht in das, was geschieht; wir erfahren, was wir wissen wollen, aber Umwege sind zeitraubend, und wenn man daher etwas auf kürzerem Wege erreichen könnte, so —" Er ließ wiederholt den Stein funkeln, indem er ihn halb vom Finger zog. „Darf ich um Antwort auf meine Frage bitten?"

„Ich habe keine andere als die schon gegebene", sagte Schmidt. „Diese Angelegenheiten werden in der geheimen Kanzlei Seiner Durchlaucht besorgt, die Politik gehört nicht eigentlich in mein Ressort; aber

was ich wissen will, erfahre ich wohl dessenungeachtet, und so weiß ich, daß dort im Augenblick wichtige Depeschen vorbereitet werden, mit welchen in den nächsten Tagen ein Kurier nach Wien gehen soll."

„Schaffen Sie uns die Depeschen, bester Freund!" sagte Benoit, indem er ihm den Ring rasch an den Finger schob. „Suchen Sie jedenfalls aufs genaueste zu erfahren, wann die Depeschen abgehen sollen und durch wen. Wir müssen sie haben, müssen sie um jeden Preis kennen. Nehmen Sie, brauchen Sie gefütterte Handschuhe, soviel Sie wollen, damit die Dornen Sie ja nicht verletzen! Aber vergessen Sie nicht, dieses Röslein müssen wir pflücken."

Die Annäherung des Kanzlers Prielmaier, welcher mit Graf Preysing den Saal durchschritt, scheuchte die beiden auseinander.

„Was erwarten Sie, Prielmaier?" sagte Preysing. „Welche Entscheidung wird Seine Durchlaucht treffen? Ich muß Ihnen gestehen, daß mir das Herz schlägt, wenn ich mir alle die Möglichkeiten denke, welche —"

„Ich bin nicht so besorgt", entgegnete Prielmaier. „Der jetzige Empfang ist mehr ceremonieller Natur. Der Kurfürst wird keinen bestimmten Bescheid geben, keine bindende Zusage machen, sondern zu trainiren

suchen. Das ist auch das Beste, das einzig Richtige, solange wir nicht wissen, wie man in Wien gesonnen ist."

„Darüber kann doch kein Zweifel bestehen, mein' ich", entgegnete Preysing. „Dem Kaiser ist der Weg, den er gehen muß, so bestimmt vorgeschrieben, daß er nicht darüber hinaus kann, ohne auf der einen Seite das Reich, auf der andern das Haus Habsburg oder gar beide zugleich aufzugeben. Folglich müßte auch die Entschließung Seiner Durchlaucht bereits klar sein und könnte nicht erst von Wiener Nachrichten abhängen. Lassen Sie uns offen reden, Präsident!" fuhr er mit etwas gedämpfter Stimme fort. „Ich fürchte den französischen Einfluß."

„Auch ich", sagte Prielmaier ernst. „Der Kurfürst ist zwar im Grunde seines Wesens edel, sein Herz ist vortrefflich, seine Gesinnungen sind eines deutschen Reichsfürsten würdig; aber Sie wissen so gut wie ich, Graf, er ist auch für glatte Worte sehr empfänglich und ein lebhafter Verehrer französischer Sitte. Manche denken vielleicht, das sei nur ein äußerlich Ding; ich aber glaube, daß mit dem Aeußern immer auch das Innere, wenn auch langsam und unmerklich, sich verändert. Noch aber ist keine Gefahr, noch hat Max Emanuel seinen guten Geist, seinen Schutzgeist an der Seite."

„Und der ist?“

„Seine edle Gemahlin Maria Antonia, die Kaisertochter. Gott erhalte sie!“

Im Saale war indessen das Gespräch des Kurfürsten mit dem Abgesandten aus dem anfänglich ceremoniösen Gleis sehr bald in eine natürlich bewegte Strömung übergetreten.

„Ich freue mich sehr, Sie wiederzusehen, Herr Marschall von Villars“, sagte Max Emanuel, „ich freue mich doppelt, daß Ihr Monarch eben Sie gewählt hat, mir seine Antwort zu bringen; Sie bringen mir doch seine Antwort?“

„Hier ist sie, Durchlaucht“, entgegnete der Marschall mit kalter Feierlichkeit. „Gestatten Sie mir, hinwieder auch meiner Freude Ausdruck zu geben, daß ich mich wieder am Hofe Eurer Durchlaucht erblicke. In der That, was ich hier gesehen, übertrifft noch den Ruf, welcher die Kunstliebe und Pracht des Hofhalts Eurer Durchlaucht bereits zu einer Art Weltwunder gemacht hat.“

„Lassen Sie das, Marschall!“ entgegnete Max Emanuel lächelnd, indem er das überreichte Schreiben öffnete. „Es ist mir lieb, wenn Sie uns an der Isar doch auch einigen Geschmack zugestehen; übrigens kann ich Ihr Urtheil unmöglich als gültig anerkennen — Sie

sind ja erst gestern eingetroffen, nicht wahr? können also unmöglich Zeit gehabt haben, sich von dem, was Sie sagen, selbst zu überzeugen."

Dem Marschall zuckte es um die Lippen; er schwieg jedoch, um den Kurfürsten nicht im Lesen zu unterbrechen, dessen Antlitz über dieser Beschäftigung sich zusehends erheiterte.

„Die Nachrichten, die Sie mir von meinem königlichen Vetter von Frankreich bringen", sagte er dann, „sind mir in hohem Grade angenehm, sie bestätigen mir, wie sehr ich Recht hatte, wenn ich die Gesinnungen desselben zu kennen behauptete und vertheidigte."

„Wie, sollten von irgend Jemand Zweifel in die Gesinnungen Seiner Majestät —"

„Nichts davon", unterbrach ihn Max Emanuel. „Lassen Sie uns gleich zur Sache übergehen! Sie wissen, was Seine Majestät mir hier schreibt, ohne Zweifel, denn ich soll ja das Weitere mündlich mit Ihnen verhandeln. Mein königlicher Vetter erklärt sich zu meiner größten Satisfaction bereit, die wegen der Kölner Wahl erhobene Reclamation fallen zu lassen und von dem Bayern und meinem Bruder angesonnenen Verzicht abzustehen."

„Und Seine Majestät thun Beides mit besonderem

Vergnügen", entgegnete Villars, „seitdem sie aus Ihrem Schreiben entnommen, daß Durchlaucht auf die Sache besonderes Gewicht zu legen scheinen. Sie waren um so lieber bereit, Durchlaucht in einer Sache zu willfahren, welche für Frankreich keineswegs die Importance hat, welche man von gewisser Seite vorauszusetzen beliebte."

„Wohlan denn", rief Max Emanuel, „berichten Sie Ihrem König meinen lebhaften Dank! Ich werde mich beeilen, ihm denselben auch selbst auszudrücken. Aber nach diesem Schreiben sind Sie beauftragt, mir dagegen einen Wunsch Seiner Majestät bekannt zu geben, dessen Erfüllung in meiner Macht stehen soll. Sie werden mich durch die Mittheilung verbinden, Herr Marschall."

„Allerdings", entgegnete Villars, „haben Seine Majestät mich mit solchem Auftrag beehrt, und ich bin nie auf ein mir bewiesenes Vertrauen stolzer gewesen als in diesem Augenblick. Seine Majestät, mein allergnädigster Herr", fuhr er mit etwas zurückgehaltener Stimme fort, „können sich, so sehr auch ihr allerhöchst fürstliches Herz dabei blutet, der Besorgniß nicht verschließen, daß sie vielleicht wider Willen durch unvermeidliche Verwicklung in die Nothwendigkeit versetzt werden könnten, zum Schutz Frankreichs, seiner Ehre

und seines Ruhms ihren siegreichen Schlachtendegen wieder aus der Scheide zu ziehen. Seine Majestät glauben nun sich überzeugt halten zu dürfen, daß es Eurer Durchlaucht vielleicht erwünscht sein möchte, in diese möglichen blutigen Verwicklungen nicht mit hineingezogen zu werden und Ihrem Lande den kostbaren Frieden zu erhalten."

„Danken Sie Seiner Majestät in meinem Namen für diese gütige Gesinnung!" antwortete Max Emanuel rasch. „Aber man weiß, ich bin Soldat mit Seele und Leib, und einem solchen gegenüber ist es immerhin eine eigenthümliche Zumuthung, daß er beim Waffenspiel einen müßigen Zuschauer abgeben soll."

„O, Seine Majestät sind weit entfernt, den Kriegsruhm zu verkennen, welcher Ihnen den Lorbeer schon so reich um Ihr jugendliches Fürstenhaupt geschlungen hat, allein dessenungeachtet, meinen Seine Majestät, wären vielleicht Umstände, Beziehungen denkbar, welche es Durchlaucht unangenehm machen könnten, am Kampfe selbstthätig Theil zu nehmen."

„Ich weiß, worauf Sie zielen", rief Max Emanuel, „und ich berge meine Verwunderung nicht, daß Seine Majestät von mir eine solche Meinung hegen! Nehmen Sie das, was ich Ihnen jetzt sagen werde, nicht als Antwort, Herr Minister. Es ist nur eine im

Privatgespräche gemachte vertrauliche Mittheilung; die Antwort des Kurfürsten werden Sie später erhalten. Wenn es Krieg gibt, Herr Marschall, dann werden Seine Majestät von Frankreich gewiß keinen Augenblick zweifeln, den Kurfürsten von Bayern an der Stelle zu finden, an welche ihn die Pflichten der Ehre und die heiligsten Bande fesseln."

„O wie sehr beklagen Seine Majestät, daß solche Bande bestehen!" rief Villars. „Wären sie doch niemals geschlossen worden! Wäre es doch damals gelungen, Durchlaucht statt an das falsche Oesterreich in gleicher Weise mit Frankreich zu verbinden! Das Fräulein von Blois, ein Ideal von Schönheit, Liebenswürdigkeit und Tugend, die Tochter des Königs —"

„Sie vergessen, mein Herr", unterbrach ihn Max Emanuel mit Nachdruck, „der Stamm meines Geschlechts ist zu rein, ihn mit einem unechten Zweige zu verbinden."

„Sire", entgegnete der Marschall stolz, „auch dieses unechte Blut ist Blut der Könige von Frankreich."

„Und Sie glauben wohl, daß ein deutscher Fürst sich noch dadurch geehrt finden müßte?" rief Max Emanuel. „Nun denn, Herr Marschall, ohne Rückhalt: wir denken nicht so. Das Fräulein von Blois wäre nie eine ebenbürtige Gemahlin für den Kurfürsten von

Bayern gewesen, aber dessenungeachtet weiß er Frankreichs Freundschaft zu schätzen und denkt Ihnen das bald beweisen zu können."

„Der Beweis, der Seine Majestät am meisten zu überzeugen vermöchte, wäre eine zustimmende Antwort auf seinen Wunsch wegen der Neutralität Bayerns in einem möglicherweise bevorstehenden Kriege. Welchen Bescheid geruhen Durchlaucht mir zu ertheilen?"

„Gedulden Sie sich, Herr Marschall!" erwiderte Max Emanuel mit Hoheit und gab das Zeichen zur Beendigung des Gesprächs. „Wir sind nicht gewohnt, uns in unsern Entschlüssen zu übereilen. Lassen Sie sich München und seinen sehr gerühmten Hof für einige Tage gefallen!"

Dem Marschall schien die Zögerung nicht willkommen; aber dem bestimmten Wesen des Fürsten gegenüber blieb nichts übrig, als sich zu fügen.

„Apropos", rief ihm Max Emanuel nach, als er im Begriffe war, sich zu entfernen, „Sie erinnern mich eben recht. Sie haben Ihren Stallmeister Legrand nach Paris zurückgeschickt, wie ich höre? Der Mann scheint wie Ihr Schatten vor Ihnen herzuziehen, aber ich beneide Sie um einen solchen Bereiter. Er hat das wildeste Pferd meines Marstalls, meine Leda, gebändigt; es wird mir daher zum Vergnügen gereichen, wenn

Sie sich dieses Thieres, an welchem französische Kunst sich so glänzend erprobte, fortan bedienen wollten."

„Es wäre unartig, zurückzuweisen, was so artig gegeben wird", erwiderte der Marschall, „ich nehme das Geschenk denn an. Gestatten mir Durchlaucht, hinwieder meinem Danke die Versicherung beizufügen, wenn an Ihrem Hofe oder in Ihren Landen außer der Leda noch Anderes sein sollte, was sich Ihrem Willen widersetzt, so steht der Stallmeister Legrand zu Ihren Diensten; was es auch sei, ich setze meine Ehre zum Pfande, er versteht's zu bändigen."

In gespannter Erwartung stand die ganze Versammlung des Vorsaals, als die Thür von dem an derselben wartenden Diener geöffnet wurde und der Marschall wieder heraustrat. Aller Augen ruhten auf seinem Antlitz und suchten aus ihm zu errathen, von welcher Art der Bescheid gewesen sein mochte, der ihm geworden; aber alle diese Bemühungen glitten an dem Gesichte des Marschalls ab, dessen Züge im Getümmel der Schlachtfelder wie in den unblutigen Kämpfen am Hofe zu einer feststehenden Maske gehärtet waren. Mit dem Ausdruck lächelnder Herablassung verbeugte er sich gegen die Versammlung und wandte sich dann mit seinem Gefolge dem Ausgang zu, um in derselben Weise und Begleitung zurückzukehren, wie er gekommen

war. Unfern der Thür jedoch blieb er einen Moment stehen und rief den Chevalier Saint-Maurice, auf den sein Auge gefallen war, flüchtig zu sich. „Ah, Sie hier, mein junger Freund? Es freut mich, Sie wiederzusehen! Sie haben die schönen Stunden von Versailles doch noch nicht vergessen?“

„Wie wäre das möglich?“ erwiderte der Chevalier, über die ihm widerfahrene Auszeichnung erfreut und verwirrt. „Wie könnt' ich jemals diese Stunden vergessen? Die Erinnerung an sie bildet den Reichthum meines ganzen Lebens.“

„Das ist sehr hübsch gesagt“, erwiderte der Marschall lächelnd. „Besuchen Sie mich bald! Mein Secretär Benoit wird sorgen, daß es jederzeit ungestört geschehen kann. Wenn Sie noch derselbe sind wie in Paris“, setzte er etwas leiser hinzu, „so schließen Sie sich an Benoit und folgen Sie seinen Rathschlägen. Es sind die meinigen.“

Schon hatte das Gespräch des Marschalls mit einem der Jüngsten vom Hofe angefangen, Neid und Verwunderung der Uebrigen zu wecken, als Villars die Treppe hinabeilte, um nach wenigen Augenblicken unter Trompetenfanfaren seinen Wagen zu besteigen. Es war Alles genau so wie bei der Auffahrt, nur dem Volke gegenüber schien es der Franzose jetzt nicht mehr der

Mühe werth zu finden, seine wahre Stimmung zu verbergen: sein Angesicht war ernster, als wie er gekommen; er vergaß das Grüßen und Nicken nach allen Seiten, um es dann, wenn er sich erinnerte, desto eifriger nachzuholen.

Ueber dem Durcheinanderrufen der Diener, welche die Wagen ihrer Herren herbeiholten, dem Rädergerassel der davonrollenden Wagen und dem allgemeinen Gedränge fand Benoit Gelegenheit, Saint=Maurice ein Zeichen zu geben und ihm einige Worte zuzuflüstern. Der Chevalier schien anfangs überrascht; dann aber nickte er zustimmend und wollte sich eben entfernen, als er sich am Arme gehalten fühlte; es war sein Vater, der Intendant der kurfürstlichen Spectakel, der Einzige, welcher ihn beobachtet und während des Gesprächs mit dem Marschall das Auge nicht von ihm verwendet hatte.

„Du bist ausnehmend vertraut mit dem Marschall, mein Sohn", sagte er. „Solche Auszeichnung vor so Vielen fällt auf, sie wird zu reden geben, man wird auch mich bald darüber befragen; ich erwarte daher, zu erfahren, was ich darauf zu antworten habe."

„Ich begreife nicht, Papa", entgegnete der Chevalier, „was dabei so besonders Auffallendes sein soll. Der Marschall hat mich in Paris sehr liebenswürdig aufgenommen: ich war täglich in seinem Hause, be=

suchte seine Cirkel, er hat mich seiner Protection versichert —“

„Protection?“ rief der Intendant, indem er mit seinem unvermeidlichen Döschen spielte. „Ganz recht; ich bin gewiß der Letzte, welcher die Bedeutung dieses Wortes unterschätzt. Aber hier in Kurbayern und München kann diese Protection Dich wenig fördern; Du bist wohl kein solcher Neuling in politischen Dingen, daß Du nicht fühlen solltest, daß die Strömung hier keineswegs eine französische ist.“

„Offen gestanden, Papa“, antwortete der Chevalier leichthin, „ich frage nicht darnach. Was liegt mir an diesem kleinen Hofe, der doch nur ein Abklatsch und ein schwaches Miniaturbild des unerreichbaren Originals an der Seine ist! Wären Sie nicht gewesen, Papa, ich wäre gar nicht mehr hierher zurückgekehrt.“

Der Intendant klopfte bedenklich auf seine Dose. „Hm“, sagte er dann, „es ging mir im Geiste vor, Du würdest Dir in Paris ausnehmend gefallen und mir tolle Streiche machen. Nimm mir das nicht übel, mein Sohn, aber es ist ein toller Streich, deshalb, weil der Hof von Frankreich größer, mächtiger und glänzender ist als der von München, diesen darüber aufzugeben! Lieber das Vögelchen in der Hand als den Vogel über Land! An jenem Hofe von Paris, der

Dich so bezauberte, habe ich Jahre lang mich gequält, habe antichambrirt, supplicirt, intriguirt und dennoch nicht reüssirt, ich hätte zu Grunde gehen müssen in all dem Glanze, weil ich das Unglück hatte, daß einer viel geltenden Dame die Farbe meiner Haare mißfiel, und ich hatte damals nußbraune Haare, wie Du, mein Sohn. Mein guter Genius gab mir damals ein, mich einer Ambassade, die nach Deutschland ging, anzuschließen; so kam ich hierher und wurde freundlich aufgenommen, hier wurden meine verachteten Qualitäten anerkannt, meine Verdienste gewürdigt; mit einem Worte, ich fand hier eine sehr schöne ruhige Situation und hoffe nicht, daß mein Sohn sie aufgeben wird, um sich von gewissen Plänen deponiren zu lassen."

„Sorgen Sie nicht, Papa! Ich bin meiner Sache gewiß", rief der Chevalier rasch. „Ich gebe nichts auf, ohne daß ich vorher genau wüßte, wofür ich es thue."

„Das ist sehr klug von Dir", sagte der Intendant, „und ich freue mich, zu sehen, daß Du in Deinen Angelegenheiten so sicher zu Werke gehst. Aber eins muß ich Dir doch noch sagen: Nimm Dich dennoch in Acht! Man hat Exempel, daß auch die feinsten Intriguen mißlingen, daß man nicht nur für sich selbst nicht reüssirt, sondern auch noch Andere compromittirt. Wenn so etwas vorkommen sollte, mein Sohn, so habe ich

Dich gewarnt; Du weißt es jetzt, ich werde Dich vollständig desavouiren."

„Mein Gott, Papa", rief der Chevalier, „Sie sehen die Sache so ernsthaft, als ob ich mich Gott weiß mit welchen Plänen trüge; aber auch wenn es so wäre, und wenn Alles dabei auf dem Spiele stünde, ich könnte nicht zurück, ich habe mein Wort gegeben."

„Dein Wort? Ah, das ist etwas Anderes! Die Saint-Maurice haben immer Wort gehalten; auch ich, mein Sohn, auch ich hab' es gethan, überall, wo es möglich war. Mit Gott denn, mein Sohn! Dein Wort mußt Du allerdings halten; aber sieh zu, daß Du dabei nicht in Schaden kommst!"

Indessen saß Benno in der Schreibstube der kurfürstlichen geheimen Kanzlei, einem freundlichen Zimmer, das, von hohen Schränken nach allen Seiten eingeengt, in seiner stillen Abgelegenheit und mit den nach den Gärten gerichteten Fenstern einen so traulichen Aufenthalt gewährte, daß es dem am Pulte Sitzenden wohl zu verzeihen war, wenn ihm die Feder aus der Hand und der Kopf in die Hand sank und durch diesen allerlei Träume zu ziehen begannen. Der Pendelschlag der in einem solchen Gemache nicht fehlenden mächtigen Standuhr hörte sich an wie leiser, die Begleitung summender Gesang, während durch das offene Fenster kühle

Lüftchen hereinsäuselten, als wären sie die Schwingen von Sylphen oder Elfengeistern, die leise flüsternd um das Haupt des Sinnenden ihren ätherischen Reigen ausführten. Benno, dessen Wesen ohnehin einen stark träumerischen Zug in sich trug, hatte dem Drang desselben nicht zu widerstehen vermocht; er starrte vor sich an die Decke empor, als stünde dort die Lösung des Geheimnisses geschrieben, das ihn umfing. Nichts störte ihn in seinen Gedanken, denn das anstoßende innere Gemach, in welchem sonst der Kanzleidirector arbeitete, war leer, in dem gegenüberliegenden Vorzimmer aber wandelte der Amtsdiener Stelzenhuber hin und her, unbekümmert um das Thun oder Treiben des jungen Mannes und einzig darauf bedacht, mit der Hand Fliegen von den Wänden zu haschen und dem Gimpel zu verabreichen, der in dem Käfig am Fenster verlangend hin und her hüpfte. Das Blatt, welches vor Benno lag und an dem er eben geschrieben, sah ungewöhnlich aus und trug sonderbare Zeichen, fast noch krauser als die türkischen und mit Ziffern untermischt. Er war so vertieft, daß er es nicht einmal gewahrte, als der Luftzug immer kecker mit den Papieren auf dem Tische spielte und eins davon wie eine fallende Blütenflocke von der Platte hob, zu Boden warf uud auf diesem gegen die Thür hinflattern machte. Er

hatte ziemlich lange so gesessen, als an der Thür des Vorzimmers geklopft wurde und der Amtsdiener in sehr unwilligem Tone „Herein!“ rief; er war eben daran gewesen, eine wohlgenährte Brummfliege zu erwischen, die ihm über dem Anklopfen entkam.

Der Chevalier Saint-Maurice mit Benoit trat ein und eilte Benno mit gewinnender Freundlichkeit entgegen. „Willkommen, mein Freund!“ rief er. „Du wirst Dich wundern, daß ich Dich hier aufsuche, aber ich hatte es mir schon längst vorgenommen, und hier“, fuhr er fort, während Benno den Gruß kühl erwiderte, „hier stelle ich Dir Monsieur Benoit vor, den Geheimsecretär des Herrn Marschalls von Villars, welcher den Herrn Kanzleidirector zu sprechen wünscht.“

„Seine Gnaden sind eben nicht anwesend“, entgegnete Benno, „und werden, soviel mir bekannt, diesen Morgen nicht wiederkommen, ich werde mich aber sogleich beim Diener erkundigen.“

Er trat in die Thür, rief Stelzenhuber und erhielt von ihm die Bestätigung des Gesagten. Es waren nur ein paar Augenblicke, in welchen er dem Zimmer den Rücken wandte; aber sie genügten den Falkenaugen des französischen Agenten, das Blatt am Boden zu gewahren. Unmerklich und ohne sich zu bücken, ließ er sich niedergleiten und hatte dasselbe ergriffen, ohne daß

selbst sein Begleiter etwas davon gewahr geworden. „Ich bitte dann“, sagte er, „Seiner Gnaden meinen Besuch vermelden zu wollen, und werde ein anderes Mal anfragen. Jetzt aber will ich nicht weiter stören. Die beiden jungen Herren werden mit einander zu sprechen haben.“

Er verließ das Zimmer, während Saint-Maurice mit vollster Unbefangenheit einen Stuhl ergriff und sich neben Benno niedersetzte. „Du empfängst mich unmuthig“, sagte er. „Ich hoffe doch nicht, daß Du mir den Auftritt von neulich noch nachträgst und mir dabei eine Schuld beimissest?“

„O nein“, entgegnete Benno, indem er die Papiere auf seinem Tische zusammenschob, um die dargebotene Hand des Chevaliers nicht ergreifen zu müssen. „Ich bin nicht so thöricht, Andern die Schuld zu geben, wo sie mich allein trifft!“

„Nun, das ist auch wieder zu viel gesagt“, rief der Chevalier entgegen. „Du mußt entschuldigen. Du sahst doch, die Herren waren vom Weine erhitzt; ich hab’ ihnen auch tüchtig meine Meinung darüber gesagt.“

„Das freut mich“, antwortete Benno mit fortwährender Zurückhaltung, „obwohl es mir lieber gewesen wäre, Du hättest das gleich an Ort und Stelle und in meiner Gegenwart gethan.“

„Das war doch nicht wohl thunlich“, sagte der Chevalier; „es hätte vielleicht nur zu neuem Zwist geführt, denn Du mußt doch zugestehen, daß Du ebenfalls sehr heftig geworden wärst.“

„Heftig? Ich?“ entgegnete Benno, indem er sich rasch umwandte und dem Chevalier ein erröthendes Antlitz zeigte. „Heftigkeit ist es nicht, wessen ich mich damals anzuklagen hatte, ich habe mir nicht das vorzuwerfen, was ich in jener Gesellschaft sprach, wohl aber, daß ich in jener Gesellschaft war.“

„Freund, wie kannst Du so zu mir sprechen!“ rief der Chevalier gekränkt. „Haben wir Dich nicht immer gern bei uns gesehen? Habe ich Dich nicht wie einen der Unsrigen behandelt? Bin ich nicht stets Dein Freund gewesen? Darum zürne nicht mehr, vergiß und vergib, was in der Weinlaune gesprochen wurde, und zum Beweise komm diesen Abend zu mir! Die Freunde alle erwarten Dich; wir wollen gut machen, was damals gesündigt wurde. Nicht wahr, Du kommst?“ setzte er schmeichelnd hinzu. „Und Du sprichst auch mit mir wieder wie sonst? Ich höre Deinen Worten an, wie Du sie künstlich stellst, um das vertrauliche Du, das sonst unter uns gebraucht wurde, zu vermeiden. Gib es mir wieder und Deine Hand dazu!“

„Wenn Du es denn durchaus willst“, entgegnete

Benno, indem er ihn bewegt anblickte, „so will ich ein solches Anrufen aus der fröhlichen Knabenzeit nicht überhören. „Hier ist meine Hand; aber alles Andere bitte ich zu lassen, wie es ist. Ich bin Dein Freund, Karl, und werde es bleiben, solange Du mir's gestatten wirst; die äußern Zeichen der Vertraulichkeit aber müssen wegbleiben. Wir sind keine Knaben mehr, und ich habe bitteres Lehrgeld dafür gezahlt, daß ich mich einen Augenblick verleiten ließ, mich über meinen Stand zu erheben. Ich habe eingesehen, wohin ich gehöre; jetzt will ich auch dort stehen und nach nichts Anderem trachten, als diesem Platze Ehre zu machen."

„Vortreffliche Grundsätze", rief der Chevalier. „Mag es denn sein, wie Du verlangst! Vielleicht hast Du auch Recht, unter vier Augen aber bleiben wir die Alten."

Es war Benno's innerste Ueberzeugung gewesen, was er ausgesprochen, dennoch verletzte ihn die Raschheit, mit welcher der Jugendfreund darauf einging, die frühere Vertraulichkeit aufzuheben und nur für die Verborgenheit vorzubehalten. Die wärmere Regung, welche bei den Betheuerungen des Chevaliers ihn angewandelt hatte, erkaltete darüber; er wußte nicht, wie es geschah, aber mit einem Mal war es, als sähe er Zuleima vor sich, als hörte er, wie sie rief: „Ich warne Euch vor allen, auch vor ihm!"

„Ich muß gestehen", sagte der Chevalier, indem er im Zimmer umherblickte, „eine solche Thätigkeit in der engen Schreibstube, an den Tisch gefesselt, wäre nicht nach meinem Geschmack. Ich muß freie Bewegung haben, erquickende Abwechslung. Du hast wohl viel zu thun, nicht immer Angenehmes? Das läßt sich denken. Was hast Du hier?" setzte er anscheinend gleichgültig hinzu, indem er auf ein Blatt auf dem Tische deutete. „Was für sonderbare Zeichen!"

„Es ist eine Depesche, die ich in Chiffern abzufassen habe", erwiderte Benno.

„Wirklich?" rief der Chevalier neugierig. „Derlei hab' ich noch nie gesehen. Das sind also Chiffern, die Du zu lesen weißt? O bitte, das interessirt mich; wie heißen die ersten Zeilen dieser wunderbaren Züge?"

Benno sah ihm überrascht ins Auge; der Chevalier hielt seinen Blick völlig unbefangen aus. „Eine eigenthümliche Zumuthung, mein Freund", sagte Benno; „diese Zeichen sind ein Geheimniß des Staates und für mich das Geheimniß meines Dienstes."

„Wie", sagte Saint-Maurice, „Du denkst doch nicht, daß ich mit dem, was ich von Dir erfahre, irgend einen Mißbrauch treibe?"

„Ich denke gar nichts", erwiderte Benno, „aber dem Chevalier, dem Manne von Adel wird es bekannt

sein, was er auf eine solche Zumuthung zu antworten hätte. Ob daraus ein Mißbrauch folgte oder nicht, das ist gleich, für mich ist es Pflicht, Niemand davon eine Mittheilung zu machen."

„In der That", rief Saint-Maurice aufspringend, „das ist eine offenbare Beleidigung. Jetzt muß ich darauf bestehen und muß es als einen Beweis Deines Vertrauens fordern, daß Du mich für den Mann von Ehre hältst, der ein anvertrautes Geheimniß zu bewahren weiß. Jetzt verlange ich, daß Du mir die Sache mittheilst oder eine genügende Erklärung gibst!"

„Wohlan denn", sagte Benno, indem er sich ebenfalls erhob, „diese verlangte Erklärung will ich Dir geben und will dabei noch einmal von dem Vorrecht Gebrauch machen, das Du mir eingeräumt hast. Das ist eine schlechte Finte, Karl!" fuhr er fort. „Ich durchschaue sie und Dich. Du bist von Paris nicht zurückgekommen, wie Du dahin gegangen; Du bist dem Lande, das Dich erzogen, untreu geworden und willst seine Gastfreundschaft mit Verrath belohnen, und ich, der Freund Deiner Jugend, soll Dir dabei zum Werkzeug dienen, die Freundschaft unserer Kinderjahre willst Du als Köder benutzen, um mich zu täuschen, mich sicher zu machen. Schäme Dich, Karl!" setzte er weicher hinzu. „Das ist nicht der Weg zu Ehre und Ho-

heit, nach denen Du strebst! Erspare mir, Dir künftig zu begegnen, und nimm es als letzten Beweis, wie lieb ich Dich gehabt, daß ich das zwischen uns Vorgefallene verschweige! Wir beide haben nichts mehr mit einander gemein; ich werfe Dir Dein Du zurück, ich der Bürger dem Edelmann."

Glühenden Antlitzes, ohne Erwiderung stürmte der Chevalier aus dem Gemache und hätte beinahe Benoit nicht gewahrt, der, an einer Wendung des Treppenhauses stehend, offenbar auf ihn geharrt hatte. „Nun, wie ist's?" flüsterte er. „Haben wir die Depesche?"

„Nein", erwiderte Saint-Maurice, indem er sich unwillig losriß. „Es würde auch unnütz sein, da sie in Chiffern geschrieben ist; aber lassen Sie mich jetzt!" Er eilte hinweg.

„Nun denn", sagte Benoit leise, „dann bleibt es bei dem, was ich zuerst gedacht; dann müssen dennoch meine Türken daran. Die Depesche müssen wir haben. Wenn sie auch in Chiffern geschrieben ist, was schadet das? Hab' ich doch den Schlüssel dazu in der Tasche."

Benno war inzwischen in hoher Erregung in seinem Gemache hin und her geschritten. „Ich will fort. Ich habe jetzt doch keine Ruhe mehr", sagte er für sich hin. „Die Feder würde mir in der Hand zittern! Ich muß hinaus, um einen Gang durch den Hof-

garten zu machen, mir kaltes Blut zu holen und die Schmach zu vergessen, die man mir angethan. O Zuleima, wie sehr hattest Du Recht! Wie dank' ich Dir für Deine Warnung, und o wie sehr möcht' ich Dir dafür danken! — Ich habe einen nothwendigen Gang", sagte er im Vorbeischreiten zu dem Diener. „Wenn nach mir gefragt wird, ich komme gleich wieder."

„Jawohl", brummte dieser, ihm nachsehend, indem er in seinem Fliegenfang fortfuhr, „komme gleich wieder! Das kennt man schon, den jungen Herrn kriegt man heut' nicht mehr zu Gesicht. Aber so ist das junge Volk von heutzutage; es hat keine Ordnung mehr, nichts mehr von der alten Ehrbarkeit und Gesetztheit, lauter flattriges Schaumwesen, auf das man sich so wenig verlassen kann wie auf Spinnengewebe. Aber was krabbelt denn schon wieder an der Thür? Hat man denn keinen Augenblick Ruh'?" rief er, der Thür zugewendet und sie dann aufreißend, wandelte jedoch augenblicklich den rauhen Ton seiner Stimme in den weichsten Laut um, den er seiner Kehle abzuschmeicheln vermochte — vor der Thür stand Stasi, in der einen Hand einen verdeckten Teller, in der andern ein Fläschchen Wein. „Ah, die liebwertheste Jungfer Stasi!" rief er. „Trete Sie doch ein, Jungfer, und geb' Sie mir die Ehr'!"

„Ich soll nur unserm jungen Herrn Benno ein

kleines Frühstück bringen", entgegnete die Köchin. „Wo ist er denn?"

„Wer weiß das? Ausgeflogen!" sagte der Bote. „Aber komm Sie doch herein, Jungfer, sonst tragt Sie mir den Schlaf fort, obwohl —"

„Obwohl?" sagte die Köchin eintretend. „Was meint der Herr Stelzenhuber damit?" Ohne jedoch seine Antwort abzuwarten, setzte sie Teller und Fläschchen nieder und fuhr fort: „Schade, daß der junge Herr gar nie zu treffen ist. Da bring' ich ein Schnitzel Kälbernes; das ist so zart, daß einem das Wasser im Mund zusammenläuft." Sie lüftete den Deckel; dem Boten wässerte wirklich der Mund bei dem Anblick. „Darf ich's vielleicht dem Herrn Stelzenhuber antragen?" sagte Stasi. „Nach Haus darf ich's doch net wieder mitbringen."

„In Gottes Namen", erwiderte er lüstern. „Ich darf der Jungfer keinen Korb geben, und so will ich Ihr zu Lieb' das Kälberne essen, obwohl —" Der Nachsatz blieb wieder aus, denn Stelzenhuber hatte sich sogleich niedergesetzt und war augenblicklich in Vernichtung des Frühstücks vertieft.

Die Köchin kümmerte sich nicht um ihn, sondern trat vor den Gimpel am Fenster, schwatzte mit ihm und forderte ihn auf, ihr etwas vorzupfeifen. Der Herr

Stelzenhuber war auch eine Persönlichkeit, welche es begreiflich machte, daß das Mädchen den Anblick des Gimpels dem seinigen vorzog. Eine zahllose Reihe von Jahren, welche über seinen Scheitel dahingezogen, hatte denselben ganz kahl gefegt bis auf ein paar lange Strähne am Hinterhaupte, die er nun kunstreich emporkämmte und über die verödete Platte zog; sein Gesicht war gedunsen und von vielem Bier geröthet, die dicke Nase wie vom Widerschein innerer Durstesglut geröthet.

Rasch war das Kälberne vertilgt und der Spitz Wein nachgegossen, Stelzenhuber wischte sich den Mund und fand endlich Zeit, sich nach der Ueberbringerin umzusehen. „Ah, die Jungfer Stasi hat sich einstweilen mit meinem Gimpel unterhalten“, sagte er. „Er soll ihr was vorpfeifen? Leider ist's ein so verstockter, bockbeiniger Gimpel, wie's nur einer sein kann; wenn er nicht will, so pfeift er nicht, und wenn man sich auf den Kopf stellen thät'. Ach, wenn die Jungfer so freundlich sein und mit mir reden wollt', ich wollt' ihr ja gern vorpfeifen, obwohl —“

„Ja, Herr Stelzenhuber“, sagte die Köchin lachend, indem sie das Geschirr zu sich nahm, „was hat er denn immer mit seinem obwohl? Was soll denn das heißen: obwohl?“

„Das will ich Ihr sagen", rief Stelzenhuber, indem er näher trat. „Ich hab' Sie gebeten, zu bleiben, obwohl Sie mir den Schlaf schon fortgetragen hat; ich hab' Ihr Kälbernes gegessen, obwohl Sie mir allen Appetit genommen hat; ich möcht' Ihr was vorpfeifen, obwohl ich nicht weiß, ob Ihr mein Liedl gefallen wird. Ach, wenn die Jungfer sich über einen verlassenen, armen Christenmenschen erbarmen, wenn sie mich zu ihrem Gimpel machen wollt'!"

„Ich glaub', der Herr ist schon ein Gimpel, ohne daß er's selber weiß", rief Stasi lachend. „Er wird doch net gar noch schön thun wollen mit einem solchen Gesicht?"

„Warum nicht?" entgegnete der Alte, der über seiner Lüsternheit den Kopf zu verlieren begann. „Ich habe einmal gelesen, daß die Lieb' Alles verschönert; wenn sich also die Jungfer nur erst entschließen wollt', mich lieb zu haben, dann würd' ich Ihr gewiß auch noch gefallen."

Er wollte seinen Worten thätlichen Nachdruck geben und von der günstigen Gelegenheit wenigstens etwas erreichen; aber Stasi hatte die vollen, runden Arme nicht umsonst; sie stieß ihn derb von sich, daß er rückwärts in einen weidengeflochtenen Papierkorb taumelte und denselben vollkommen zusammensaß. Ehe er sich

wieder erheben konnte, war sie auf dem Gang, und durch die offen gebliebene Thür sah mit grinsendem Lachen das schwarzbärtige Gesicht des Birbaschi herein, der sich über den sonderbaren Sitz des Amtsboten nicht wenig verwunderte.

Der verdutzte Herr Stelzenhuber sah, daß die Köchin ebenfalls lachend dem Türken entgegentrat, er sah, daß sie mit ihm fortging, und saß eine gute Weile, bis er sich zu erheben und die Thür zu schließen vermochte — ein Anblick kläglicher Erniedrigung für Jeden, der etwa zufällig des Weges gekommen wäre. „So?“ sagte er endlich aufstehend und rieb sich die Stelle, mit welcher er etwas unsanft zum Sitzen gekommen war. „Steht's so? Na wart', die Jungfer soll mir an den Gimpel denken!“

Benno hatte indessen seinen Gang durch den Hofgarten längst beendet und war, wenn nicht zur Ruhe, doch zu einem Schlusse gekommen, der auch am ehesten geeignet war, ihn seinen Aerger vergessen zu lassen. Er hatte einigemal den prachtvollen Nymphenbrunnen umkreist, ohne die schönen Gestalten nur eines Blickes zu würdigen; desto mehr drang das rastlose Plätschern des Wassers in sein gereiztes Ohr, und bald dünkte es ihm, als ob das Rauschen in förmliche Töne überginge, als ob es zu einer Art Sprache würde, welche immerfort

einen Namen wiederholte, den Namen Zuleima, und das verheißungsvolle „Belki", das noch immer der Erfüllung harrte. Glücklicherweise fiel ihm ein, daß die Stunde nahe sei, in welcher er Zuleima Unterricht in der deutschen Sprache zu geben pflegte. In die Kanzlei konnte er in seiner jetzigen Stimmung doch nicht mehr zurückkehren, es lag also nichts daran, wenn er die Lection einmal etwas früher begann. War es doch offenbar nur der Eifer, seine Schülerin zu fördern, was ihn dazu trieb!

Als er nach Hause kam, traf es sich, daß Stasi von ihrem Frühstücksgange noch nicht zurückgekehrt war; Vater und Mutter, die den Sohn so früh nicht erwarteten, waren ebenfalls ausgegangen, und als er läutete, erstaunte er nicht wenig, als ihm die Thür von einem völlig unbekannten Mädchen geöffnet wurde. Es war Zuleima, die zum ersten Male die türkischen Kleider abgelegt hatte und nun in der Tracht seiner Heimat vor ihm stand. Er hatte wohl Grund zu staunen, denn so reizend der orientalische Anzug das Mädchen gekleidet hatte, wer es jetzt im bürgerlichen Gewande sah, in Mieder und Rock und das anmuthige Silberhäubchen auf dem schönen Kopfe und dem reichen Haar, der konnte keinen Augenblick zweifeln, welcher Tracht der Vorzug gebührte.

Zuleima, die Benno's Heimkehr noch nicht vermuthet hatte, stand wie versteinert. Benno glich ebenfalls einer Statue, und es war gut; hatte doch nun keins Recht oder Anlaß, darüber zu lächeln, wie sehr das andere den Kopf verloren hatte und offenbar das Herz dazu. Sie wußten kaum, wie sie in die Stube kamen; dort angelangt, war es Benno zu Muthe, als müsse er sie gleich an der Hand fassen und endlich aussprechen, was er so lange in sich herumgetragen und was er, wenn auch oft angedeutet, doch nie ausdrücklich zu sagen gewagt hatte. So unwiderstehlich es ihn jederzeit zu Zuleima hingezogen, war doch immer etwas Unerklärliches und Fremdes zwischen ihr und ihm gestanden, jetzt aber, mit der fremden Tracht, war die Schranke gefallen und die letzte Kluft ausgefüllt, die ihn noch von ihr getrennt. Jetzt war sie ja nicht mehr die Ausländerin, die Gefangene, die Fremde; jetzt stand sie vor ihm da, wie eine von den Töchtern der Heimat, als wäre sie mit und neben ihm aufgewachsen, als hätte er sie gekannt und geliebt, solange er sich überhaupt an irgend etwas zu erinnern wisse. Auch Zuleima drängte das übervolle Herz, als sei der Augenblick gekommen, wo die stillgekeimte Knospe sich entfalten müsse. Dennoch war die schüchterne Unverdorbenheit beider Gemüther so groß, daß sie Gedanken und

Gefühl in ihnen nicht zum Worte werden ließ. Schweigend waren sie eine Weile neben einander gestanden, da griff Benno, um den auf ihnen lastenden Bann zu brechen, nach Heften und Büchern und fragte, ob sie wohl aufgelegt wäre, im Unterricht fortzufahren. So wohlgemeint aber der Ausweg war, erwies er sich doch nicht als derjenige, der Benno zur Ruhe zu verhelfen vermochte; denn als er nun neben Zuleima saß, fühlte er das Blut noch heißer in die Wangen steigen als zuvor; er hörte nicht, als Zuleima in der Fibel zu buchstabiren anfing, und sie hatte doch noch nie fehlerhafter buchstabirt als diesmal. Gleichwohl nahm die Lection ihren Verlauf, bis Zuleima anfangen mußte, deutsche Buchstaben auf der Schiefertafel nachzumalen, und der Lehrer nun nicht umhin konnte, sie anzufassen und der Schülerin die Hand zu führen — da war es gethan! Die Flamme schlug ihm aus dem Herzen über das Antlitz empor, er ließ die Hand des Mädchens nicht mehr los, er hielt sie fester, als sie widerstrebend selbe zu befreien suchte, mit beiden Händen fest an seine Brust gedrückt, und überdeckte sie mit Küssen.

„Zuleima", rief er, „theures, herrliches Mädchen, o zürne mir nicht, ich vermag nicht länger dieses Schweigen, diese Ungewißheit zu ertragen! Ich muß es Dir endlich sagen, daß ich Dich liebe, daß Du, seit

ich Dich gesehen, mein steter Gedanke, mein liebster Wunsch, meine einzige Hoffnung bist! Ich lasse Dich jetzt nicht mehr. Du mußt die Meine werden! O sage, daß Du es auch willst, sage ja!"

„Allah, Allah!" murmelte Zuleima, welche kaum ihrer Besinnung Meister war. „Was beginnt Ihr? Laßt mich! Was könnte ich für Euch sein?"

„Was?" rief Benno entzückt. „Mein Weib, mein theures, geliebtes, mein einziges Weib, die Krone, der Stern, die Sonne meines Hauses! O rede, Zuleima! Gedenkst Du, wie ich Dich schon einmal gefragt, ob es Dir nie möglich werden könnte, die alte Heimat über der neuen zu vergessen? Belki war das eine Wort, das Du mir darauf erwidertest — ach, es muß ein Zauberwort sein, denn das einzige kleine Wörtchen war es allein, was mich in dieser Zeit der Verwirrung, der Sorge und Angst aufrecht hielt. Du schweigst? Antworte mir in Deiner Sprache!" fuhr er fort, als sie mit roth glühendem Antlitz noch immer wortlos zu Boden sah. „Vielleicht löst sich Dir das schwere Wort in den Klängen Deiner Heimat leichter von der Zunge. Sage nur, daß Du mir wenigstens nicht alle Hoffnung rauben, daß Du einst meine Bitte erhören willst! Sage, was heißt: Ich werde Dich lieben?"

„Seni ben severim", hauchte es von Zuleima's Lippen.

„O seliger Laut!“ rief Benno entzückt. „Welcher Wohlklang in diesen wenigen Silben! Es gibt nur einen Laut, welcher noch süßer klingen würde, wenn Du einst nicht mehr sagen wirst: Ich werde Dich lieben, wenn ich von Dir hören darf: Ich liebe Dich. Sage, Zuleima, was heißt: Ich liebe Dich, in der Sprache Deiner Heimat?“

Zuleima's Züge überdeckte die dunkle Glut der Päonie. „Seni ben severim“, stammelte sie wieder.

„Wie?“ rief Benno. „Das sind ja dieselben Worte!“

„Es ist so“, entgegnete Zuleima in steigender Verwirrung. „Türkisch ist eine arme Sprache. Ich werde Dich lieben und: Ich liebe Dich — Beides heißt: Seni ben severim.“

„O gesegnete Armuth“, jubelte Benno, „welches Uebermaß von Reichthum birgst Du in Dir! Gepriesen sei die Sprache Deiner Heimat! Laß ihren Ausspruch von glücklicher Deutung sein für unsere Zukunft, laß wie sie Zukunft und Gegenwart in einander fließen! Gehöre mir, Zuleima! Laß mich es von Deinen Lippen hören, daß Du mir gehören willst!“

Er zog sie zärtlich an sich; sie widerstrebte nicht; ihre Lippen wehrten den seinigen nicht, die zum ersten Kusse auf sie niedersanken; im Kusse verklang ihr zärtliches Lispeln: „Seni ben severim.“

Wie die Zeit über ihnen dahinflog, wie die Standuhr im Zimmer, als wollte sie mahnen, Viertelstunde um Viertelstunde immer lauter erschallen ließ, die glücklichen Liebenden im ersten Entzücken des sich Angehörens gewahrten es nicht. Sie hatten sich so unendlich viel zu sagen; Benno fand kein Ende, zu erzählen, wie er sie in dem Zuge der Gefangenen durch das Thor hereinkommen sah, und wie ihm bei dem ersten Blick gewesen, als wolle das Herz in seiner Brust sich losmachen, ihr entgegen zu fliegen; wie er ein anderer Mensch geworden seit diesem Augenblick, wie nichts von allen seinen bisherigen Arbeiten ihn weiter angezogen und keine seiner sonstigen Vergnügungen ihn zu erheitern vermochte; Sehnsucht und Hoffnung habe ihn einzig zu ihr gezogen! Dann lauschte er wieder in Entzücken verloren, wenn Zuleima in dem Sprachgemenge, das aus ihrem Munde so reizend ertönte, gestand, daß auch sie ihn bald gewahrt und ihm von Herzensgrunde gedankt, daß er so gütig und herzlich gewesen gegen sie, und daß sie bald, auch ohne seine Sprache zu verstehen, aus dem Tone seiner Stimme gehört, aus seinen Blicken errathen, daß er ihr gut sei, daß auch sie bald angefangen, die Stunden zu zählen, bis er wiederkam, daß sein Ausbleiben sie mit Besorgniß, sein Kommen mit stiller Glückseligkeit erfüllt habe, und daß sein

Bild bald nicht mehr aus ihrer dennoch von tiefer Trauer und Trostlosigkeit erfüllten Seele gewichen, weil sie gedachte, die arme, verachtete Türkensklavin dürfe nie das Auge zu ihm erheben. Sie schilderte, wie es ihr gleich einer Stimme aus dem Paradiese geklungen, als sie in das Haus gerufen worden, das er sein Vaterhaus nenne, und wie sie kein anderes Glück begehre, als bei ihm zu sein und zu bleiben sein und ihr Leben lang. Das „Belki", sagte sie, sei längst in Erfüllung gegangen; es bedünke sie wie ein Märchen aus ihrer Kinderzeit, daß sie einmal eine andere Heimat gehabt als die an seinem Herzen und in seinen Armen.

Lange saßen die Glücklichen in traulicher Umarmung. Benno war zu Zuleima's Füßen auf einen Schemel niedergeglitten und sah halb knieend zu ihr empor; sie neigte sich hold lächelnd über ihn, die Hände auf seine Stirn gelegt, als wollte sie ihm tief in die Augen schauen und sich überzeugen, daß wirklich ihr Glück in denselben geschrieben stehe.

„Himmelblaues Donnerwetter!" rief es plötzlich in ihr Entzücken hinein, und die Stimme des Raths Millauer tönte den Glücklichen wie Donner des Gerichts; sie waren erstarrt und im ersten Augenblicke unfähig, sich zu regen. Der Rath befand sich im gleichen Falle, als wäre er gleich Loth's Frau von dem Feuer, das er

vor sich auflodern sah, in eine Salzsäule verwandelt — der Hut fiel ihm aus der Hand, der Rohrstock kollerte zu Boden. Als wieder Leben und Bewegung in die Gruppe kam, bestand es darin, daß das Paar Hand in Hand aufsprang und zu den Füßen des Alten niederkniete. „Himmelblau —“ wollte Millauer wieder beginnen. Aber es ging nicht; denn die Zunge lag noch im Banne der Ueberraschung befangen; auch ließ ihn Benno nicht zum Worte kommen.

„Zürnet nicht, Herr Vater“, rief er, „und wundert Euch nicht über das, was Ihr gesehen! Heute noch hätt' ich Euch Alles entdeckt. Ich liebe Zuleima, sie liebt mich wieder — wir vermögen nicht mehr von einander zu lassen, wir wollen uns heirathen. Also gebt uns Euren Segen!“

„Das himmelblaue Donnerwetter soll Euch auf die Köpfe fahren!“ platzte Millauer endlich los. „Das ist Euer Segen, den ich Euch gebe! Glaubt Ihr so mit mir umgehen zu können? Möchte sich die hergelaufene Person, die nichts hat hinten und vorne, hereinschmeicheln in das Haus? Ich glaube schon, daß ihr das gefiele; aber nichts da! Die Frau Kurfürstin soll die Jungfer hinthun, wo sie will, aber in meinem Hause hat sie kein Bleibens mehr. Und Dir, unnützer Bub', wenn Du mir noch ein Wort sagst, Dir werd' ich zeigen, daß Du mir noch lange nicht über den Kopf gewachsen bist.“

„Herr Vater“, rief Benno aufspringend, während Zuleima in Thränen gebadet auf den Knieen blieb, „vergeßt nicht, daß ich kein Knabe mehr bin! Was ich gethan, ist nichts Unrechtes, und ich wiederhole es, ich will die Jungfer, wenn sie auch arm und heimatlos ist, zu meiner echten und rechten Frau machen und mein Leben lang in Ehren halten, wie ich Euch in Ehren halte. Ich bin mein eigener Herr und lasse mich nicht zwingen.“

„Dein eigener Herr bist Du, heilloser Schlingel? Na wart', ich will Dir einmal die Herrschaft zeigen“, rief der Alte und hatte Benno, ehe er sich's versah, am Rocke gefaßt, zur Thür hinausgedrängt und in die Speisekammer geschoben, dann schlug er die Thür zu und zog den Schlüssel ab. „So“, rief er, „in der Kammer kannst Du Dein eigener Herr sein, aus der Kammer aber sollst Du mir nicht eher wieder heraus, als bis Du vernünftig geworden bist! Die Jungfer aber“, fuhr er fort und wollte Zuleima ergreifen, die aber erschreckt zurücksprang. „Na, ich thu' Ihr nichts zu Leide“, sagte er, „obwohl sie's verdient hätte; denn Sie hat mich für das Gute, das ich Ihr erwiesen, mit Undank belohnt; Sie hat mir den Buben verführt und Unfrieden ins Haus gebracht. Also marsch in Ihre Stube hinein! Da bleibt Sie, bis ich mit der Frau Durchlaucht gesprochen habe.“

Zuleima wankte ohne Widerrede in die Nebenstube, die Millauer ebenfalls verschloß und den Schlüssel einsteckte.

„Aber, Mann!“ rief die Räthin, welche inzwischen gleichfalls herbeigekommen war, „was treibst Du denn? Willst Du uns durchaus das Unglück über den Hals bringen? Wenn die Frau Kurfürstin das hört, sind wir für immer aus der Gnad'! Warum bist Du denn gleich gar so aus dem Häusel?“

„Warum? Das fragst Du auch noch?“ schrie Millauer zornig. „Weil mir in meinem Haus kein Kurfürst und keine Kurfürstin was einzureden hat, weil ich keine Schwiegertochter haben will, die mir so hereing'schneit kommt wie der Pontius ins Credo.“

„Wie ich halt sag'“, entgegnete die Frau, „Du bist immer gleich oben aus und nirgends an! Erst hast Du gemeint, es müßt' absolut was werden mit der Prügelwab'n; Du hast mir und keinem Menschen geglaubt, bis Du die Bescherung mit eignen Augen gesehen hast. Jetzt hat sich der Benno sollst eine Braut herausgesucht — jetzt ist Dir wieder die Schwiegertochter nicht recht. Ich mein', es wär' mit der Türkin nicht so weit gefehlt. Ist sie denn nicht bildsauber?“

„Ja, dagegen ist nichts einz'wenden“, sagte der Rath mit Widerstreben.

„Ist sie nicht brav, ordentlich, lieb?“

„Alles wahr", erwiderte er, „aber daraus folgt noch lange nicht, daß ich die hergelaufene Person, von der kein Mensch weiß, wer sie eigentlich ist, zu meiner Tochter nehmen muß!"

„O deswegen brauchst Du Dir keinen Kummer zu machen", erwiderte die Frau mit geheimnißvoller Miene. „Ich hab's erst heut' wieder gehört, von der Gevatterin, von der Frau Küchelbacherin, und hab' es mir gleich selber eingebildet, es müßt' einen besondern Haken mit dem Mädel haben, weil sich die Kurfürstin so um sie angenommen hat. Sie ist was recht Vornehmes, ich glaub' gar, eine Prinzessin vom Pers oder sonst was —"

„Himmelblaues Donnerwetter!" rief Millauer, indem er vor Zorn mit gleichen Füßen in die Höhe sprang. „Laß mich in Ruh' mit Deinen Narrheiten und mit Deiner persenen Prinzessin! Das wär' was für Deinen Hochmuth, nicht wahr? Es ist ohnehin Niemand schuld an der ganzen Geschichte als Du. Du hast es gewußt, daß der Bub' hinter die Kanzlei geht; aber Du hast es vertuscht nnd hast ihm lügen geholfen. Jetzt wissen wir ja, was das für wichtige Geschäftsgänge waren, die er zu machen gehabt hat! Jetzt ist es richtig gekommen, wie es mir im Geist vorging — zu all seinen fremden Bekanntschaften hat er sich auch noch einen Türken ausgesucht, nur daß der Türke sich gar noch in eine Türkin

verwandelt hat! Halt's Maul!" schrie er, als die Frau noch Einwendungen zu machen versuchte. „Wenn Du noch ein Wort sagst, sperr' ich Dich auch ein; für Dich werd' ich wohl noch eine dritte Kammer finden. Himmelblau's Donnerwetter!" rief er nochmals, stülpte den Hut auf den Kopf, stieß grimmig den Stock auf den Boden und rannte davon.

Vor der Hausthür blieb er unschlüssig stehn, er wußte nicht, was zunächst beginnen. War er doch schon vormittags planlos herumgelaufen in schweren Sorgen, was er mit seinem Türkenzettel beginnen solle, und fühlte noch seinen Kopf glühen von dem verunglückten Entzifferungsversuche des gestrigen Abends. Die unerwartete neue Entdeckung, die er so eben gemacht, verwirrte ihn vollends, und noch nie in seinem Leben war es ihm so schwer geworden, seine Gedanken zusammenzuhalten und wie ein widerspenstiges Gespann einem bestimmten Ziele zuzutreiben.

Da schlug es zwölf Uhr, und trotz seines Kummers war die Macht der Gewohnheit so stark, daß er eilends die Stiege wieder hinanstieg, damit die Ordnung nicht auch noch durch ihn gestört werde. Aber die drohende Gewitterschwüle, die über dem ganzen Hause lagerte, wollte auch der sonstigen vereinigenden und darum versöhnenden Wirkung des Mittagsessens nicht weichen. Mil=

lauer brachte jedem seiner Verhafteten eigenhändig etwas Speise in den Arrest, aber er hatte kein Wort für Zuleima, als er sie in Thränen antraf, keine Erwiderung für die Betheuerungen und Vorwürfe, mit denen ihn Benno bestürmte. Er steckte ruhig die Schlüssel wieder zu sich und setzte sich darauf, damit sie ihm auch während seines Schläfchens nicht genommen werden könnten. Dann eilte er wieder fort, und der betrübten Mutter blieb nichts übrig, als von der einen zur andern Thür zu wandeln, den Gefangenen Trost zuzurufen und sie zur Geduld zu ermuntern.

Es war daher sehr still und einsam im Hause, als der Abend herankam. Auch Stasi ging fort; sie hatte schon mehrmals gemahnt, wie dringend es sei, daß in dem Gemüsegarten des Rathes vor dem Unsern-Herrn-Thor wieder einmal nachgesehen, gegossen und das Unkraut ausgejätet werde, denn über den Ereignissen der letzten Tage war das Alles beinahe in Vergessenheit gerathen. Die Räthin hatte es vollkommen gebilligt; sie war daher froh, als auch die Magd das Haus verließ; um so ungestörter konnte sie daran denken, den gefangenen Kindern zu helfen.

Dennoch war das Gerede von Garten und Gartenarbeit nur der Vorwand gewesen, hinter welchem die zürnende Köchin die finstern Pläne ihrer Rache verbarg.

Der Birbaschi hatte seit dem letzten Gespräch keine Gelegenheit versäumt, die begonnene Bekanntschaft weiter zu spinnen und immer vertraulicher zu machen; brauchte er doch nicht lange auf einen Vorwand für seine Besuche zu sinnen, da Zuleima, seine einstige Pflegebefohlene, welche überdies mit dankbarer Erinnerung an ihm hing, sich in Millauer's Hause befand. Stasi hatte ihn nach Art eines klugen Fischers behandelt, der den zur Beute erkorenen Flutbewohner, dem er den Köder mit der verborgenen Angel zugeworfen, in dem klaren Wasser näher und näher heranschwimmen sieht und, um ihn noch gieriger zu machen, ihm den gefährlichen lockenden Bissen durch leichtes Zucken der Angel vor dem schnappenden Maule hin und her bewegt. In dem Türken, der keine Ahnung von den geheimen Gedanken des Mädchens hatte, war das anfangs blos flüchtige Gefallen allmälig stärker und stärker geworden, und wenn er sie zuvor aus eigennützigen Absichten aufgesucht, folgte er bald genug dabei nur noch dem Zuge seiner Neigung. Diese hatte ihn schon am Morgen Stasi in die Residenz nachgelockt, in welcher er sie hatte eintreten sehen; sie führte ihn auch abends vor das Thor, wo zwischen einer Reihe von Zäunen und Planken auch der Millauer'sche Garten lag, ein ansehnliches Gemüseland, besteckt mit einigen Rosenstauden, ein paar Nelkenstöcken und einigen Büschen

duftender Nachtviolen und hochrother brennender Liebe. Inmitten eines Grasflecks stand eine kleine Hütte, eben groß genug, die ganze Familie mit ein paar Freunden aufzunehmen, wenn der Herbst gefeiert wurde und es galt, die Zwetschenbäume zu schütteln, daß die schönen reifen Früchte wie ein blauer Regen ins Gras tropften.

Stasi hatte merken lassen, daß sie abends im Garten zu thun habe und dort allein sein werde: sie rechnete mit Bestimmtheit darauf, daß er nicht ausbleiben werde, und hatte sich auch nicht verrechnet; denn kaum hatte sie gegen das Blenden der Abendsonne einen breitrandigen Strohhut aufgesetzt und die Gießkanne zurecht gemacht, als schon die Gartenthür knarrte und der Birbaschi vorsichtig seinen Kopf hereinstreckte. Im nächsten Augenblick war er hereinhuschend schon an ihrer Seite, nahm ihr die Gießkanne aus der Hand und fragte schmeichelnd, ob es nicht erlaubt sei, daß er ihr helfen und Wasser zutragen dürfe. Stasi that zwar anfangs sehr verwundert, wie der Birbaschi hierher gekommen, wie er unter den vielen Gärten den rechten herausgefunden, was er überhaupt von ihr wolle; sie ließ sich aber doch gefallen, daß er ihr an die Hand ging, mit ihr Schnecken und Raupen von den Wirsing- und Blaukrautköpfen ablas oder Bohnen an den Stangen aufbinden half.

„Schau, schau, hätt' ich doch nit geglaubt, daß

sich ein Türk' so gut anstellen thät' bei so was", sagte sie dann. „Aber für die Hülf' muß ich mich doch auch bedanken; wenn also der Herr Birbaschi einen kleinen Imbiß nicht verschmäht, den ich mitgebracht hab', so thät' ich ihn dazu einladen. Man wird müd' bei der Arbeit, und es ist noch lang', bis wir heimkommen."

Der Schwarzbart lachte mit dem ganzen Gesichte, als er von der Einladung in das kleine trauliche Sommerhaus hörte; er folgte der Köchin auf dem Fuße und sprang wie ein Rehböcklein hinweg, als sie ihn zurückschickte, ihren Hut zu holen, den sie an einem Gartenbeete liegen gelassen. Als er wiederkam, war auf dem Tischchen im Sommerhause bereits ein Teller mit kaltem Braten in appetittlichen Schnittchen aufgestellt; auch Brod fehlte nicht, und daneben lockte eine Flasche Wein mit zwei Gläsern, von denen das eine auffallend groß, wie ein stattlicher Humpen, das andere desto kleiner war, wie ein zierliches Kinderbecherlein.

Beide waren bereits bis zum Rande mit dem goldenen Rebensafte gefüllt.

Der Birbaschi setzte sich neben die Köchin, die, ihr Glas ergreifend, ihn einlud, das Gleiche zu thun.

„Ich hab' für mich ein kleines Glas ausg'sucht", sagte sie dann, „damit Er mich nicht auch unter den Tisch trinkt, wie neulich den Herrn."

Der Türke stieß lachend an und trank, indem er versicherte, daß er gegen sie keine solchen Absichten habe, vielmehr nichts sehnlicher wünsche, als von ihr überwunden zu werden und ganz zu ihren Füßen zu liegen.

„Sieht Er", sagte Stasi, indem sie ihn von der Seite ansah, „das glaub' ich Ihm Alles nicht. Wenn es Ihm Ernst ist, so trink' Er einmal sein Glas auf meine Gesundheit aus!"

„Ganz?" fragte der Birbaschi.

„Ganz. Kein Tropfen darf darin bleiben."

„O wenn es nur das ist", rief er und hob den Humpen; „für die Jungfer wollt' ich einen Eimer leeren." Er hielt Wort; als er das Glas auf den Nagel umstürzte, floß kaum ein schwaches Tröpflein heraus; dabei verzog er aber ein wenig den Mund und meinte, das Glas müsse nicht ganz rein sein, er habe im Munde etwas gespürt wie einen Bodensatz.

„Warum net gar!" lachte Stasi, indem sie ihm neuerdings einschenkte und ihn mit ihren schönsten Augen ansah. „Das sind nur Ausreden! Deswegen glaub' ich Ihm doch nicht, was er sagt; Er ist falsch."

„Falsch? Bei Allah und seinem Propheten schwör' ich Ihr —"

„Laß Er das Schwören bleiben und gar bei Seinem saubern Propheten!" sagte Stasi. „Ich bleib' dabei:

Er ist falsch — Alles an Ihm ist falsch — kein Fleckchen und kein Härlein an Ihm, das aufrichtig wäre! Das sag' ich Ihm ins G'sicht. Ich glaub' gar net einmal, daß Er ein Türk' ist."

„Was" fragte der Birbaschi verblüfft, indem er, das Glas in der Hand, wie versteinert dasaß, „ich wär' kein Türk'?"

„So wenig ich eine Türkin bin", sagte Stasi. „Gesteh' Er's nur ein — ich verrath' Ihn nicht. Ich hab's neulich schon gemerkt, wie Er in meiner Küch' den Scheiterhaufen sogleich gekannt und zu nennen gewußt hat; das kann kein Türk'. Aber nun muß Er doch sagen, daß man einem solchen verlogenen Menschen nix glauben kann!"

„Nun", rief der Birbaschi, „so will ich's halt eingestehen. Ihr will ich's sagen, Jungfer, daraus kann Sie sehen, was ich auf Sie halte. Ja, ich bin kein Türk', ich bin ein so guter Christ wie Sie. Auf der Wanderschaft als Schustergesell bin ich nach Ungarn hinuntergekommen und bei einem von den immerwährenden Kriegen und Scharmützeln ganz unschuldigerweis' von den Türken gefangen genommen worden. Da war's das Gescheidteste, was ich hab' thun können, auch einen Turban aufzusetzen; ich bin dadurch wenigstens dem Spießen ausgekommen."

„Aber warum ist Er denn von Hause fort?" fragte Stasi mit lauernden Blicken. „Warum ist Er denn so weit auf die Wanderschaft gegangen? Um das Schuhversohlen zu lernen, hätt' Er doch nicht bis nach Ungarn zu gehen gebraucht."

„Freilich nicht", entgegnete der Birbaschi. „Aber ich bin vertrieben worden, und damit die Jungfer sieht, wie aufrichtig ich es mit Ihr meine, will ich Ihr das auch erzählen. Ich hatte heirathen sollen, und deswegen bin ich noch vor der Hochzeit fort und bin so weit gelaufen, als ich konnte; ich hab' einen Ort gesucht, wo man mich gewiß nicht mehr findet."

„So?" sagte Stasi, welche mit Mühe an sich hielt. „Ist denn die, die Er hätt' heirathen sollen, gar so schiech g'wesen?"

„Wie die Nacht", sagte der Birbaschi. „Sie kann sich's gar nicht vorstellen, Jungfer, was das für ein zaundürrer, schwarzbrauner Käfer war — keinen Tropfen Farbe im ganzen Gesicht und hitzig wie alle Teufel; bei jedem dritten Worte hab' ich fürchten müssen, sie kratzt mir die Augen aus."

„Wer weiß, ob sie nicht gute Ursach' dazu g'habt hätt'", sagte Stasi, indem sie ihre Finger eigenthümlich bewegte, als verspürte sie Lust, das damals Versäumte nachzuholen.

„O gewiß nicht“, sagte der Schuster. „Ich bin ein seelenguter Kerl gewesen; ich hab’ nur noch nicht heirathen wollen; ich war noch viel zu unvernünftig zu einer so ernsthaften Sach’! Der Vetter aber, bei dem ich aufgezogen worden bin, der wollt’ es absolut haben, und da hab’ ich mir nicht nein zu sagen getraut und bin zuletzt in meiner Desperation auf und davon. Damals hab’ ich noch gar nicht gewußt, was es eigentlich mit der Lieb’ und mit dem Heirathen für eine Bewandtniß hat! Freilich, jetzt bin ich gescheidter geworden, jetzt, wenn die Jungfer sich meiner annehmen wollte —“

„So?“ sagte Stasi mit fliegendem Athem. „In der Türkei hat Er also gelernt, was es um die Lieb’ ist? Und wo ist Er denn eigentlich zu Haus’? Wie heißt Er denn?“

„Meinetwegen“, rief der Schuster, „ich will Ihr Alles anvertrauen. Ich bin aus Haidhausen, heiße Blasius Bundschuh und möchte jetzt nicht mehr fort! Ich könnt’ es jetzt vielleicht durchsetzen, daß ich mein Meisterstück machen dürfte — wie wär’s, wenn die Jungfer die Frau Meisterin werden wollt’?“

„Erst muß ich selber mein Meisterstück machen“, erwiderte Stasi bebend vor Zorn, „und muß Ihm doch auch sagen, wer ich bin und wie ich heiße. Ich heiße

Anastasia Plittensperger, ich bin diejenige, die Er hat heirathen sollen, die Er hat sitzen lassen! Ich bin dieselbe, die schiech ist wie die Nacht, der zaundürre, schwarzbraune Käfer!"

Der Schuster saß da wie ein Jammerbild. Er wollte reden, aber obwohl er den Mund öffnete, kam kein Laut hervor; er wollte sich bewegen, aber es war, als ob alle Kraft aus seinen Gliedern gewichen wäre. Er wurde blaß und roth, und auf der Stirn standen ihm schwere Tropfen, und ohne eigentlich recht zu wissen, warum, fühlte er sich nach dem Leibe.

„Sie?" stammelte er dazwischen. „Stasi? Du? Das ist ja nicht möglich! Du bist ja nicht mehr zum Kennen, so schön und kugelrund bist Du geworden! O Stasi, wenn Du mir verzeihen könntest, ich wollte ja gern Alles gut machen, ich wollte —" Er redete nicht aus und mußte wieder mit beiden Händen nach dem Leibe greifen. „Ich weiß nicht, wie mir geschieht", sagte er; „aber mir wird's auf einmal übel und völlig schwarz vor den Augen."

„Wie Dir geschieht, Blasi?" rief das Mädchen und trat hart vor ihn hin. „Du hast in der Türkei die Lieb' kennen g'lernt — ich bin net so weit gangen, aber ich hab' doch erfahren, wie man's in der Lieb' in der Türkei macht. Das ist Dein Letztes, Blasi.

Mach' Reu' und Leid! In dem Wein ist Gift g'wesen."

„Stasi!" rief der Schuster im Tone des höchsten Entsetzens und rutschte kreidebleich vom Stuhl herab zu ihren Füßen. „Stasi, das ist nicht Dein Ernst, das kann Dein Ernst nicht sein; Du bist ja eine gute Christin!"

„Ja; aber Du bist ein Türk', und darum hab' ich auf Türkisch meinen Zorn an Dir ausg'lassen."

„Stasi! rief der Schuster, indem er zu ihren Füßen jämmerliche Gesichter schnitt und sich wand. „Verzeih' mir und nur diesmal hilf! Gib mir ein Mittel, ein Gegengift! O, es fängt immer stärker zu reißen an! O ich spür's, ich bin des blassen Todes! In meinen schönsten Jahren muß ich dahin!"

„Ja", sagte das Mädchen, indem sie ihn mit blitzenden Augen ansah. „Willst mir jetzt eing'stehen, daß Du mir Unrecht gethan hast, wie Du davon bist? Bin ich wirklich so schiech g'wesen, wie Du sagst?"

„O nein, nein, schön wie ein Engel", jammerte er. „Ich begreif' gar nicht, wo ich meine Augen g'habt hab'. O, o, ich weiß nimmer, was ich rede", rief er, sich vor Leibweh krümmend. „Es reißt mich in der Mitten auseinander! Hilf mir, Stasi! Ich kann's nicht glauben, daß Du mich so elend zu Grund' gehen lassest."

„Wie soll ich Dir helfen?“ sagte das Mädchen. „Du thust mir jetzt wohl recht leid und es reut mich, was ich gethan hab'; aber ich kann's nimmer ung'schehn machen. Für Dich gibt's keine Hülf' mehr, Blasi. Du wirst es selber am besten wissen; Du hast mir ja das Gift gegeben.“

„Was?“ rief der Schuster und stand mit einem Satze auf den Beinen, als hätte ihn eine Feder in die Höhe geschnellt. „Das weiße Pulver in dem Papier, das hast Du mir eingegeben? Das hast Du wirklich für Gift gehalten?“ Er wollte in lautes Gelächter ausbrechen, allein es verlor sich in Jammerlauten; er mußte sich bücken und zusammenbeugen wie ein Taschenmesser.

„Nein“, sagte Stasi währenddessen. „So dumm bin ich net g'wesen. Ich hab' das Pulver für kein Gift g'halten, es ist auch das Zeichen darauf gewesen vom Apotheker, aber dazu ist mir's gerad' recht gewesen, um Dir einen Schrecken einzujagen und Dich die Angst ausstehen zu lassen, die Dir gehört für all das Herzleid, das Du mir zehn Jahr lang angethan hast. Jetzt red', Blasi, was willst Du thun? Willst Du wieder nach Ungarn nunter und wieder ein Türk' werden oder willst Du lieber dableiben und halten, was Du damals versprochen hast?“

„Ich will dableiben", rief Blasi. „O Stasi, wenn ich hätt' wissen können, daß Du Dich so hübsch auswachsen thätst, mich hätten ja keine zehn Gäule von Dir weggebracht. Ich darf also bei Dir bleiben? Ist's wahr, daß Du Alles vergessen und vergeben willst?"

„Blasi!" rief die Köchin und breitete ihm die Arme entgegen.

„Stasi!" rief er und wollte sich ihr an die Brust stürzen, da faßten ihn wieder die grimmenden Schmerzen wie zuvor. „Himmelkreuzdonnerwetter!" begann er zu fluchen, und als ob der Boden ihm unter den Füßen brenne, rannte er aus dem Garten.

Indessen war es im Millauer'schen Hause nicht minder stürmisch zugegangen. Wohl hatte die Frau, welche ihrem Herzen nicht zu widerstehen vermochte, Alles aufgeboten, die Gefangenen zu beruhigen; aber das einfachste Mittel, sie durch einen Schlosser befreien zu lassen, wagte sie nicht anzuwenden, sie scheute den Zorn ihres Mannes und wollte das Vorgefallene nicht dadurch, daß sie einen fremden Menschen zum Mitwisser machte, in der Leute Mund bringen.

Der Abend dämmerte schon stark, als der Rath wieder nach Hause kam, der, nachdem er lange mit sich gehadert, was er beginnen sollte, endlich einen Entschluß

„Wie soll ich Dir helfen?“ sagte das Mädchen. „Du thust mir jetzt wohl recht leid und es reut mich, was ich gethan hab'; aber ich kann's nimmer ung'schehn machen. Für Dich gibt's keine Hülf' mehr, Blasi. Du wirst es selber am besten wissen; Du hast mir ja das Gift gegeben.“

„Was?“ rief der Schuster und stand mit einem Satze auf den Beinen, als hätte ihn eine Feder in die Höhe geschnellt. „Das weiße Pulver in dem Papier, das hast Du mir eingegeben? Das hast Du wirklich für Gift gehalten?“ Er wollte in lautes Gelächter ausbrechen, allein es verlor sich in Jammerlauten; er mußte sich bücken und zusammenbeugen wie ein Taschenmesser.

„Nein“, sagte Stasi währenddessen. „So dumm bin ich net g'wesen. Ich hab' das Pulver für kein Gift g'halten, es ist auch das Zeichen darauf gewesen vom Apotheker, aber dazu ist mir's gerad' recht gewesen, um Dir einen Schrecken einzujagen und Dich die Angst ausstehen zu lassen, die Dir gehört für all das Herzleid, das Du mir zehn Jahr lang angethan hast. Jetzt red', Blasi, was willst Du thun? Willst Du wieder nach Ungarn nunter und wieder ein Türk' werden oder willst Du lieber dableiben und halten, was Du damals versprochen hast?“

„Ich will dableiben", rief Blasi. „O Stasi, wenn ich hätt' wissen können, daß Du Dich so hübsch auswachsen thätst, mich hätten ja keine zehn Gäule von Dir weggebracht. Ich darf also bei Dir bleiben? Ist's wahr, daß Du Alles vergessen und vergeben willst?"

„Blasi!" rief die Köchin und breitete ihm die Arme entgegen.

„Stasi!" rief er und wollte sich ihr an die Brust stürzen, da faßten ihn wieder die grimmenden Schmerzen wie zuvor. „Himmelkreuzdonnerwetter!" begann er zu fluchen, und als ob der Boden ihm unter den Füßen brenne, rannte er aus dem Garten.

Indessen war es im Millauer'schen Hause nicht minder stürmisch zugegangen. Wohl hatte die Frau, welche ihrem Herzen nicht zu widerstehen vermochte, Alles aufgeboten, die Gefangenen zu beruhigen; aber das einfachste Mittel, sie durch einen Schlosser befreien zu lassen, wagte sie nicht anzuwenden, sie scheute den Zorn ihres Mannes und wollte das Vorgefallene nicht dadurch, daß sie einen fremden Menschen zum Mitwisser machte, in der Leute Mund bringen.

Der Abend dämmerte schon stark, als der Rath wieder nach Hause kam, der, nachdem er lange mit sich gehadert, was er beginnen sollte, endlich einen Entschluß

„Wie soll ich Dir helfen?“ sagte das Mädchen. „Du thust mir jetzt wohl recht leid und es reut mich, was ich gethan hab'; aber ich kann's nimmer ung'schehn machen. Für Dich gibt's keine Hülf' mehr, Blasi. Du wirst es selber am besten wissen; Du hast mir ja das Gift gegeben.“

„Was?“ rief der Schuster und stand mit einem Satze auf den Beinen, als hätte ihn eine Feder in die Höhe geschnellt. „Das weiße Pulver in dem Papier, das hast Du mir eingegeben? Das hast Du wirklich für Gift gehalten?“ Er wollte in lautes Gelächter ausbrechen, allein es verlor sich in Jammerlauten; er mußte sich bücken und zusammenbeugen wie ein Taschenmesser.

„Nein“, sagte Stasi währenddessen. „So dumm bin ich net g'wesen. Ich hab' das Pulver für kein Gift g'halten, es ist auch das Zeichen darauf gewesen vom Apotheker, aber dazu ist mir's gerad' recht gewesen, um Dir einen Schrecken einzujagen und Dich die Angst ausstehen zu lassen, die Dir gehört für all das Herzleid, das Du mir zehn Jahr lang angethan hast. Jetzt red', Blasi, was willst Du thun? Willst Du wieder nach Ungarn nunter und wieder ein Türk' werden oder willst Du lieber dableiben und halten, was Du damals versprochen hast?“

„Ich will dableiben“, rief Blasi. „O Stasi, wenn ich hätt' wissen können, daß Du Dich so hübsch auswachsen thätst, mich hätten ja keine zehn Gäule von Dir weggebracht. Ich darf also bei Dir bleiben? Ist's wahr, daß Du Alles vergessen und vergeben willst?“

„Blasi!“ rief die Köchin und breitete ihm die Arme entgegen.

„Stasi!“ rief er und wollte sich ihr an die Brust stürzen, da faßten ihn wieder die grimmenden Schmerzen wie zuvor. „Himmelkreuzdonnerwetter!“ begann er zu fluchen, und als ob der Boden ihm unter den Füßen brenne, rannte er aus dem Garten.

Indessen war es im Millauer'schen Hause nicht minder stürmisch zugegangen. Wohl hatte die Frau, welche ihrem Herzen nicht zu widerstehen vermochte, Alles aufgeboten, die Gefangenen zu beruhigen; aber das einfachste Mittel, sie durch einen Schlosser befreien zu lassen, wagte sie nicht anzuwenden, sie scheute den Zorn ihres Mannes und wollte das Vorgefallene nicht dadurch, daß sie einen fremden Menschen zum Mitwisser machte, in der Leute Mund bringen.

Der Abend dämmerte schon stark, als der Rath wieder nach Hause kam, der, nachdem er lange mit sich gehadert, was er beginnen sollte, endlich einen Entschluß

gefaßt hatte und den Gevatter Brunnenschreiber mit nach Hause brachte, gewissermassen um einen Zeugen und Gehülfen zu haben bei den wichtigen Dingen, die sich begeben sollten. Ein erwünschter Zufall hatte ihm den dicken Gevatter und Vertrauten in die Hand geführt, dessen naheliegender Rath ihm vollkommen einleuchtete und ihn beruhigte. Es ward beschlossen, gleich am nächsten Morgen geradezu zum Kurfürsten zu gehen und ihm Alles zu entdecken, der werde die Geschichte schon ausfechten und auch bei der Kurfürstin für den Riß stehen. Zuvor aber müsse noch eine genaue Untersuchung und Zwiesprache mit den Inhaftirten stattfinden.

Demgemäß wurde mit feierlichem Ernst zuerst Benno's Gefängniß geöffnet. Düstern Angesichts, ohne Wort und Gruß trat der Jüngling heraus; entschlossenen Ernst in seinen Mienen, wandte er sich ab und schien gelassen zu erwarten, wieweit der Zorn des Vaters zu gehen sich erlauben werde. Auch dieser blieb schweigsam; mit der Miene des unbestechlichen Richters, der nach dem bayerischen Gesetzbuch dasitzen soll wie ein griesgrämiger Löwe, in der einen Hand Leuchter uud Kerze, in der andern den Schlüssel, trat er zu der Nebenstube, öffnete und stieß die Thür weit auf, damit die Türkin durch dieses Zeichen und den ein=

dringenden Lichtschimmer veranlaßt werden solle, herauszukommen, aber Augenblick um Augenblick verging und die Erwartete wurde nicht sichtbar, kein Laut, kein Weinen oder Aechzen, wie er erwartet haben mochte, wurde hörbar.

„Na, komm' die Jungfer heraus!" rief Millauer. „Wie lange soll man noch auf Sie warten?"

„Um Gottes willen!" rief Benno, welcher den Vater ungestüm beiseite zu drängen versuchte. „Sie antwortet nicht. Gewiß kann sie nicht kommen; sie ist ohnmächtig, krank!"

„Bleib' Du nur, wo Du bist!" sagte der Vater, indem er standhaft seinen Posten behauptete. „Auf solche Krankheiten versteh' ich mich jedenfalls besser als Du. Na, was ist's?" fuhr er fort. „Warum gibt die Jungfer keine Antwort? Warum —" Er verstummte, denn er war in das Zimmer getreten und sah verwundert in demselben umher. So hoch er auch das Licht in die Höhe hielt, damit der Schein in alle Winkel dringen konnte, nirgends war eine Spur von Zuleima zu entdecken. „Das ist spaßig", sagte er. „Wo ist denn die Jungfer? In ein Mausloch kann sie doch nicht gekrochen sein!"

„Mein Gott! Laßt mich hinein, laßt mich sehen und suchen!" rief Benno, der nicht mehr zurückzuhalten

war. „Was ist das?“ rief er außer sich, indem er in jeden Winkel leuchtete, während die Mutter das Bett zurückschlug, der Rath aber mit dem Stocke unter demselben sondirte. „Zuleima!“ rief er im Tone zärtlicher Liebesverzweiflung. „Gib Antwort! Rede, sprich, wo Du bist! Gib mir ein Zeichen! Erkennst Du mich nicht? Ich bin es, der Dich ruft, Dein Freund, Dein Geliebter —“

Auch diese Aufforderung hatte keinen Erfolg, die Gesuchte war und blieb verschwunden. „Nun irgendwo muß die Jungfer doch stecken!“ schrie Millauer, der sich wieder etwas gefaßt hatte. „Das Fenster ist zu, eine andere Thür ist nicht da. Zum Schlüsselloch kann sie doch nicht hinaus, wie eine Hexe oder Trude.“

„Halt!“ rief jetzt Frau Millauer, in welcher plötzlich bei der Erwähnung einer andern Thür ein Gedanke aufstieg. Sie eilte auf einen hoch bis an die Decke reichenden Holzschrank zu, der die ganze Tiefe des Zimmers einnahm, sodaß es nicht aussah wie ein Schrank, sondern wie in die Wand eingelassenes Getäfelwerk. Rasch öffnete sie die Flügel, und: „Da haben wir's!“ rief sie. „Daran hat kein Mensch gedacht. Der Kasten hat in der Rückseite eine Oeffnung, die in die Rumpelkammer und in die Holzlege hinausführt. In ihrer Desperation wird die Türkin Alles ausgesucht

haben, hat die Thür gefunden und ist richtig auf und davon."

„Fort! Entflohen!" rief Benno außer sich und stürzte der Thür zu, indem er unterwegs die Mutter hastig umarmte. „Lebt wohl, Frau Mutter!" rief er. „Ich gehe, Zuleima zu suchen, und wenn ich bis an das Ende der Welt laufen müßte! Ich komme mit Zuleima zurück oder gar nicht mehr!"

„Bub'! Benno!" schrie die Mutter und knickte, unfähig, ihn zu halten, auf einem Stuhl zusammen. „So bleibe doch! Höre mich doch nur an!"

Er vernahm sie nicht mehr. In einem Stuhle gegenüber aber hatte sich der Rath, ebenfalls etwas unfreiwillig, niedergelassen und lamentirte: „Jetzt ist Alles aus! Der Bub' ist fort, die Türkin, die uns die Durchlaucht übergeben und anvertraut hat, ist fort! Herr Gevatter, hat Er nichts Niederschlagendes bei sich? Mir wird recht übel."

Zuleima war indessen fester verwahrt und sicherer aufgehoben, als sie selbst wünschen konnte. Es war schon stark gegen Abend gegangen, als sie den Ausgang durch Schrank und Kammer entdeckt und von allen unbemerkt die Wohnung verlassen hatte. Der bitterste Schmerz über ein abermals verlorenes Leben, über alle die schönen, mit einem Schlag geknickten Blüten der Hoffnung

und des Glückes durchströmte ihr Herz und brach sich in lichten Tropfen Bahn durch die verschwimmenden Augen. Sie wußte selbst nicht recht, was sie vorhatte, nur der eine Gedanke stand in ihr fest, daß in diesem Hause ihres Bleibens nicht mehr war. Auf der Straße angekommen, stand sie einen Augenblick rathlos, da erblickte sie gegenüber das Thor der kurfürstlichen Residenz, weit geöffnet, als wollte es sie gastlich zu sich winken, und plötzlich zuckte es freudig durch ihr Gemüth; die edle Fürstin, die sich ihrer so gütig angenommen, stieß sie gewiß auch jetzt nicht hülflos von sich. Schon der nächste Augenblick traf sie im Hof und auf der Treppe des Schlosses, bis sie in den weitläufigen Gängen anhielt, abermals unwissend, wohin sie sich wenden solle. Furchtsam schritt sie dann den langen Corridor dahin, an dessen fernem Ende so eben angezündete Lampen verriethen, daß sich dort bewohnte Gemächer befinden mußten, während zugleich die kostbaren, über das Pflaster gelegten Teppichstreifen zeigten, daß deren Bewohner zu den vornehmsten der Residenz gehören mußten. Sie war noch nicht weit gekommen, als sich seitwärts eine Thür öffnete; der Kammerdiener Arnold trat heraus und blieb überrascht vor dem Mädchen stehen, das er trotz der veränderten Tracht auf den ersten Blick erkannte.

„Was seh' ich, die Jungfer Türkin!" sagte er. „Wie kommt Sie in die Residenz? Zu wem will Sie?"

„Zu wem sonst, Herr", erwiderte Zuleima schüchtern, „als zu der Frau Kurfürstin! Seid gnädig, Herr, und führt mich zu ihr!"

„O wie gern, schönste Jungfer, will ich Ihr gefällig sein!" sagte der Kammerdiener, welchem tückische Freude aus den Augen leuchtete. „Aber jetzt sind Ihre Durchlaucht die Frau Kurfürstin noch bei Tafel; in einer halben Stunde will ich Sie gleich zu ihr führen. Trete Sie nur herein und warte Sie die wenigen Augenblicke!"

Er öffnete ein niedliches, hell beleuchtetes Zimmer, lud sie ein, es sich bequem zu machen, und versprach, in kürzester Zeit wiederzukommen. Während Zuleima, erschöpft von den Erregungen und Leiden der Stunden, auf ein Ruhebett sank und für ihre Rettung ein stilles Dankgebet zu dem Christengott emporsandte, den sie kaum kennen zu lernen begonnen und der dennoch ihrer schon so gnädig gedacht, drehte der Kammerdiener leise den Schlüssel im Schlosse und steckte ihn zu sich. „Das nenn' ich Glück haben", sagte er für sich hin. „Darüber kann mir doch Niemand einen Vorwurf machen; das wäre wohl ein rechter Dummkopf, der ein solches Vögelchen nicht festhielt, wenn es ihm selbst ins Garn flattert."

Viertes Kapitel.

Auf dem Kreuzwege.

„O du liebe, glückselige Waldeinsamkeit, wie bist du so schön!" rief ein alter Mann in die frische Morgenkühle hinein, welche durch die Tannen- und Föhrenwipfel über ihm einherrauschte und den Harzduft zu ihm niederwehend den greisen Bart kräuselte, der wie ein breiter Silberfall auf die braune Kutte des Klausners herabhing. Das dunkle Gewand, mit weißem Knotenstricke gegürtet, umhüllte die stattliche' noch ungebeugte Greisengestalt bis zu den Holzsohlen herab, die mit starken Lederriemen an die nackten Füße geschnürt waren. „Wie bist du so schön", rief er noch einmal, indem er die Hände im Schooße faltete, „so schön, daß ich schier nicht mehr begreifen kann, wie

ich einmal vermocht habe, anderswo zu leben, und wie nicht alle Menschen Stadt und Land und die ganze Welt zurücklassen, sich auch zu dir flüchten! Was ist man doch in jungen Jahren so verblendet! Hätt' ich's doch so gut haben können all mein Lebtag, aber ich hab' es nicht verstanden, hab' gemeint, ich müsse hinaus in die weite Welt und dort das Glück suchen! Lieber Herrgott, ich hab's wohl nicht verdient", fuhr er nach kurzem Schweigen fort; „aber Du hast es doch gut gemacht mit mir, lieber Gott! Du hast mich's zu guter Letzt noch hier finden lassen. Danke Dir dafür, ich danke Dir tausendmal!"

Es war eine liebliche Waldblöße, wo der Einsiedler saß, rings von riesigen Tannen und Föhren umschlossen, ein breiter, saftig grüner Rasenfleck, von einem kleinen Forellenbächlein bewässert, das plätschernd und lustig mittenhindurch glitzerte, und mit Feldblumen aller Art überdeckt. Als wären sie zur Zier darauf geschüttet oder gleich bunten Tüchern ausgebreitet, so dichtgedrängt standen die rothen Flocken der Federnelke oder die weißen, blaßrothgesäumten Sterne des Maßliebchens oder die goldglänzenden Rundkelche der Butterblume beisammen, während näher am Rinnsal des Wässerleins Vergißmeinnichte zwischen den bartigen Halmen des Wollgrases wie blaue Augen hervorlugten

oder das Maiblümchen seine blanken, zierlichen Glöcklein emsig schaukelte.

Am Waldrande stand eine kleine Hütte, schlicht aus rohen Fichtenstämmen gezimmert, mit Rinden bekleidet, in den Ritzen und Fugen mit Waldmoos und grauem Baumbart verstopft; über dem Dache ragten ein paar Stangen wie ein leichtes Thürmlein empor und trugen die kleine Glocke, deren Seil zur Thür der Klause herniederhing. Durch das offene Fenster war eine etwas niedrige Herdstelle zu erkennen und gegenüber das Bretergerüst, das mit grober Decke belegt zur Lagerstelle diente. Oberhalb an der Wand war ein Kreuzbild aufgehangen, hinter dem ein Zweiglein der Palmweide mit ihren sammtenen Kätzchen mit den starken Sprossen der Stechpalme zusammengebunden war, ein Schmuck, dem der Aberglaube zugleich die Kraft zuschreibt, das wilde Feuer zu bannen. Vor der Einsiedelei war eine Bank angebracht, von welcher der ganze Rasenplatz, sowie auch der zwischen den rothgrauen Tannenstämmen sich heranwindende Weg weithin überblickt werden konnte. Gegenüber aus den Tannen stieg ein kleiner Hügel empor, auf dessen Gipfel drei mächtige Kreuze aufgerichtet waren mit den hölzernen Bildern des Heilands und der beiden Schächer, die, wenn auch nicht besonders kunstvoll geschnitzt, doch

mit einem gewissen Scheine des Lebens und mahnendem Ernste herniederschauten, das stille Plätzchen als Ort der Andacht und Erbauung zu bezeichnen.

Es war die Einsiedelei zum „Bergel“, die letzte jener Kreuzwegstationen, welche etwa hundert Jahre früher der Ahnherr des Kurfürsten, der frommgläubige Wilhelm, als er vor den Sorgen der Regierung und dem Treiben der Welt in die gottselige Einsamkeit geflohen war, auf dem Wege von München nach Schleißheim im düstern Walde erbauen ließ und die er mit seiner gleichgesinnten Gemahlin Renata von Lothringen oft im Gewand des Pilgers oder eines gemeinen Betfahrers durchwanderte, um nach Landessitte und Kirchenbrauch „den Kreuzweg anzubeten“.

Es war noch früh am Tage. Der erste Sonnenschein reichte eben an den obersten Tannengipfel hinauf und weckte die schlummernden Vögel, die in dem dichten Versteck genistet oder geherbergt hatten; es begann, sich in dem dunkelgrünen Tannengeäste zu regen, und wo hier und da Ulme oder Buche die hellere Laubkrone zwischen die dunklen Nadelzweige drängten, da fing es unter den Blättern zu zwitschern an, erst leise, kurz und vereinzelt; dann wurden die Töne lauter, andauernder und vielfältiger, bis sie sich zuletzt zu einem hellen, vielstimmigen Chore vereinigten, dem der alte Einsied-

ler mit gefalteten Händen lauschte, als würde ein Gebet gesprochen, dem er andächtig zuhören müsse.

„Jetzt wird's Zeit sein“, sagte er dann, „daß ich auch den Tag anläute. Ich meine, drüben auf der Schwaig in Schleißheim fängt das Glöcklein auch schon an sich zu rühren.“

Er trat an die Klause, machte das Seil los und ließ die kleine Glocke in drei Absätzen erklingen, als wäre der Schall die helle Stimme eines Waldsängers, der es verschlafen und der sich nun spute, das Versäumte nachzuholen und Morgen und Sonne und denjenigen zu begrüßen, der beide wieder heraufgeführt über dem finstern Walde und der finstern Nacht. Das Geläute war kaum verstummt, als es in den Aesten der nächsten Bäume gar wunderbar zu huschen und zu flattern, zu piepen, zu zwitschern und zu gurren anhob und ein besonderes geschäftiges Leben rings sich regte.

„Seid Ihr schon munter?“, sagte der Klausner, indem er freundlich lächelnd emporsah. „Mahnt ihr mich an euer Frühstück? Nun, ihr habt eure Matutin gar schön gesungen und euch die paar Körner wohl verdient. Da habt ihr! Laßt euch's schmecken!“ fuhr er fort, indem er aus den Aermeln der Kutte Brod hervorholte und die Krumen auf dem Platze vor

der Klause umherstreute. Da schwirrte und schnurrte es von allen Seiten in raschem Fluge zu ihm herab; da kam die braune Holztaube mit dem zierlich gewendeten Halse und trippelte neben dem flatternden Hänfling; die Drossel mit der Amsel fand sich ein und der schmetternde Finke blieb ebenso wenig aus als das hüpfende Rothkelchen oder die Grasmücke mit ihrem steten lustigen Flügelschlagen. Stillvergnügt sah der Greis dem Vogelschwarme zu, der munter und vertraulich durcheinander hüpfte und huschte und ohne die mindeste Scheu ihm bis hart vor die Füße herangetrippelt kam. Sie kehrten sich nicht daran, als hoch in der Luft ein krächzender Geier über der Blöße hinstrich und über derselben einen Augenblick schwebend anhielt, als sei er unschlüssig, ob er nicht herabstoßen solle, sich eine Beute zu holen.

„„Fliege nur weiter, du grober Hacht!“ rief der Klausner emporblickend, indem er den Räuber mit dem Aermel der Kutte zu verscheuchen suchte. „Hole dir ein Opfer draußen in der Welt! Es gibt dort genug der armen Thierlein, die leider Niemand beschützt, von meinen Kostgängern sollst du dir keinen holen!“

Als ob er die Mahnung verstanden hätte, schwebte der Stößer ruhigen Fluges über die Waldblöße hinweg; der Klausner aber ging, nachdem die Vöglein allmälig

sich wieder verflogen hatten, die Wiese am Bachrande entlang und pflückte Blumen, mit denen er dann sich auf die Bank setzte, sie vor sich in der Kutte hielt und daraus ein Kränzlein zu binden anfing, das zu den Füßen des gekreuzigten Heilands aufgehangen werden sollte. Es war ein anmuthiges Bild, den Greis zu sehen, der in der Nähe des Todes noch Sinn und Muth hatte, das Geschäft der Jugend zu treiben und einen Kranz zu flechten aus den flüchtigen Blumen des Lebens.

Mit völlig verschiedenen Gefühlen schritt indessen den Föhrenwald ein Wanderer heran, der sich noch bei Nacht von der Stadt her auf den Weg gemacht haben mußte, um schon in solcher Morgenfrühe gegen die Einsiedelei zum Bergel heranzukommen. Er schritt trübselig einher und hatte kein Auge für das thauschimmernde Gras unter ihm, für das Blühen und Duften um und für den Lerchenjubel über ihm; wer den Burschen gesehen, wie er mit hängendem Kopfe nnd gesenkten Augen einherschritt, als läge ihm eine Last auf den Schultern, die er kaum zu schleppen vermöchte, der hätte Mühe gehabt, in ihm Peterl, den lebensfrischen, überkräftigen Pfannenknecht wiederzuerkennen, der sonst wohl auf solchem Wege mit jedem Hirsche um die Wette gelaufen wäre und, wenn auch nicht so fein,

doch gewiß noch lauter gesungen hätte als die beste Lerche.

Als der Klausner den Herankommenden gewahrte, stand er auf und ging ihm entgegen, als müsse er sich überzeugen und traue den alten Augen nicht aus so weiter Entfernung. „Träumt mir denn", sagte er, als er den Wanderer schon ziemlich nahe vor sich hatte, „oder bist Du's wirklich, Peterl?"

„Ich bin's schon", sagte der Bursche traurig, indem er das Bündel, das er am Stocke über der Achsel getragen hatte, in das Gras schleuderte und sich selbst daneben hinwarf. „Mit mir ist's aus, Frater Onuphrius! Ich bin nur noch heraus, um Euch B'hüt' Gott zu sagen; dann geh' ich in die weite Welt."

„Was wäre mir denn das für ein verzagtes, kleinmüthiges Wesen?" rief der Klausner. „Steh' doch auf! Das fehlte noch, daß ein großmächtiger Mensch wie Du sich nach gestreckter Läng' auf den Boden hinlegt und zu flennen anfangt wie ein kleiner Bub'. Schämst Du Dich nicht? Ich glaub' gar, er hat die Augen voll Wasser!"

„Ich glaub's fast selber", sagte Peterl, indem er, der Aufforderung des Einsiedlers folgend, neben diesem auf der Bank Platz nahm. „In jedem Fall hab' ich nimmer weit hin zu den nassen Augen. O lieber Frater

Onuphrius, ich bin der unglücklichste Mensch zwischen Sonne und Mond; ich geh' in die weite Welt oder thu' mir gar noch den Tod an!"

„Aber warum denn? So rede doch, Peterl!" sagte der Greis gutmüthig. „Erzähle, was geschehen ist; aber erzähle mir Alles und sag' mir, wie's wahr ist! Verschweig' mir nichts — Du weißt ja, daß ich Dich alleweil gern gehabt hab'."

„Wohl weiß ich das", rief Peterl und wollte die Hand des Einsiedlers küssen, was dieser ziemlich derb abwehrte. „Wohl habt Ihr mich gern g'habt und noch dazu ganz allein; denn was wär' denn aus mir worden ohne Euch? Hab' ich doch mein Lebtag sonst keinen Menschen gekannt und g'habt, der sich meiner ang'nommen hätt'. Ihr seid's g'wesen, der mich untergebracht und der gesorgt hat, daß ich was lernen hab' können und ein richtiger Mensch worden bin."

„Nun also", entgegnete der Frater, „wenn Du das einsiehst, so mach' mir jetzt das Gute nicht zu Schanden, mach' nicht, daß die ganze Müh' umsonst aufgewendet ist, und hast Du bis heute Vertrauen zu mir gehabt, so hab' es jetzt auch und red' von der Leber weg!"

„Ich wollt' ja gern", sagte Peterl blöde, „ich fürcht' nur, Ihr versteht mich net recht, Frater Onuphrius; Ihr seid ja ein Klausner."

„Warum soll ich Dich deshalb nicht verstehen?“ sagte der Greis mit eigenthümlichem Lächeln. „Bin ich doch auch nicht in der Kutte auf die Welt gekommen. Also schieß' einmal los ins Teufels — Gott verzeih' mir die Sünde! — in Gottes Namen!“

Zögernd begann nun Peterl seine Erzählung; stockend nur und in Unterbrechungen vermochte er sie zu vollenden und zu berichten, wie er im Hause des Prügelbrauers, wohin der Frater ihn empfohlen, nicht nur eine Heimat und ein Vaterhaus, sondern auch Alles gefunden, wegen dessen es eigentlich der Mühe werth sei, auf der Welt zu sein; er schilderte, welch schöne Hoffnungen er gehegt, und wie nun der ganze junge Garten seiner Wünsche und Pläne in Grund und Boden verhagelt sei, daß auch kein einziges grünes Hälmchen übrig geblieben, das wie Hoffnung aussähe. „So bin ich halt auf und davon“, schloß er dann. „Ich hab's wohl auf alle Art probirt, die Wabi noch einmal zu sehen; aber es ist umsonst g'wesen; der Alte muß sie eing'sperrt haben. Da war's mein einziger Gedanke, daß er vielleicht doch noch zum Nachgeben zu bringen wär', wenn ich ihm nur wenigstens sagen könnt', wer denn mein Vater und meine Mutter g'wesen sind, wenn ich wenigstens kein Findelkind wär', und deswegen bin ich zu Euch heraus, Frater Onuphrius;

denn wenn mir Jemand was davon sagen kann, so seid Ihr's. Ich hab' Euch nie viel drum geplagt; aber jetzt bitt' ich Euch herzlich, weil ich nimmer anders kann: sagt mir, was Ihr von mir wißt; wenn Ihr mir aber auch nichts zu erzählen wißt, dann bleibt's bei dem, was ich gesagt hab'; dann geh' ich fort und werd' Soldat."

„Nun, nun", sagte der Klausner, indem er ihn wohlgefälligen Blicks betrachtete, „es wär' vielleicht auch nicht so weit gefehlt, Du würdest einen stattlichen Panzerreiter abgeben, und man kann ein tüchtiger Soldat sein und doch im Grunde des Herzens brav bleiben. Thust mir leid, armer Bursch'; darfst nicht glauben, daß ich nicht wüßte, wie Dir ums Herz ist! Deswegen sag' ich Dir aber doch: Du mußt Dir das Mädel aus dem Sinn schlagen. Schau', die Wabi ist halt eine Honigwabe, die für Dich nicht gewachsen ist. So geh halt in Gottes Namen in die Welt! Hast Dein Handwerk richtig gelernt, bist ein ordentlicher Brauknecht, drum geh auf die Wanderschaft; wenn's aber nicht durchaus sein muß, so geh nicht unter die Soldaten! Wohl ist's ein freies, aber auch ein wüstes Leben, und wenn ich meine grauen Haare frage, so kann ich Dir nicht dazu rathen."

„Also hab' ich keine Hoffnung?" fragte Peterl

trübselig. „Es scheint, Ihr könnt mir auch nicht sagen, wer meine Aeltern sind und ob ich denn wirklich ein Findelkind bin?“

„Doch“, erwiderte der Einsiedler; „das kann Dir Niemand genauer sagen als ich, aber helfen wird Dir's nicht viel. Ich will Dir gleich Alles erzählen, was ich weiß. Zuvor aber sollst Du einen frischen Trunk haben; Du wirst müd' und hungrig sein, und auch für mich ist's die Zeit zum Frühstück.“

Er nahm ein Krüglein von der Wand der Klause, und nachdem er es sorglich in dem Bache ausgespült, ging er auf den Hügel zu, in welchem sich eine rasenbedeckte und darum nicht sichtbare Thüre aufthat und in einen kühlen, dunklen Raum hineinschauen ließ. Das Nützliche war hier mit dem Angenehmen, die Andacht mit dem Bedürfniß verbunden und das Calvarienberglein zugleich als Keller benutzt, in welchem der Klausner das Fäßlein Gerstensaft, das irgend ein Zug frommer Wallfahrer ihm gespendet, wohl verwahren und frisch erhalten konnte. Bald war er mit dem Krüglein zurück, reichte es Peterl, der nur geringen Bescheid that, stärkte sich selbst mit behaglichem Zuge und begann zu erzählen:

„Ich hab' Dir schon gesagt und Du kannst es Dir auch ohnehin einbilden, daß ich nicht immer in

dem Wald da gesessen und daß ich einmal auch einen andern Rock getragen hab' als den braunen da; ich hab' ein paar andere versucht, den Bauernrock und den Soldatenrock; aber keiner hat mir auf die Länge der Zeit so gut gefallen wie meine grobe Kutte da. Bin also ein Bauer gewesen, und wenn Du vor fünfzig Jahren nachgefragt hättest, so hättest Du im ganzen Lenggries und die Isar auf und ab keinen frischern Burschen gefunden, keinen keckern Bergsteiger und keinen bessern Wildschützen als den Thalwieser-Franz, und das war ich, wenn ich auch jetzt nicht mehr darnach aussehen mag. Ich hab' auch alle Ursach gehabt, frisch zu sein und lustig; denn es ist mir auf der Gotteswelt nichts abgegangen. Ich habe ein paar tüchtige Arme gehabt zu der Arbeit, die mir, wenn ich auch nur ein Knecht war, weit mehr verdienten, als ich brauchte; zu meiner Lustbarkeit habe ich Büchse und Armbrust gehabt, mit denen ich den Gemsen und den Steinböcken nachstieg, und wenn ich hinaufgestiegen bin auf den Kampen oder auf den Forkenstein, hab' ich an einer Mühle vorbei gemußt, wo das Wasser so hell und lustig gerauscht hat wie sonst nirgends, und wo allemal, so oft ich vorbeiging, ob früh oder spät, ob Tag oder Nacht, ein paar schwarze Augen herausgeschaut haben, die mir bald nimmer aus dem Sinne

gekommen sind, und so ist es denn geschehen nach und nach, daß ich im Vorübergehen auf ein paar Augenblicke in der Mühle eingesprochen und neben der hübschen Müllerstochter auf der Bank vor der Thür ein Weilchen verplaudert habe, daß das Plaudern nach und nach immer länger und die Jagd immer kürzer geworden ist als der Besuch auf der Mühle — mit einem Wort: es ist mir eben gegangen wie Dir; ich hab' mich schon als Müller gesehen in der schönen Mühl' und neben der schönen Müllerin. Es ist aber anders gekommen; denn außer mir haben auch noch Andere den Weg an der Mühle vorbei gefunden. Ich in meiner Herzensglückseligkeit habe mich nicht darum gekümmert, und es ist mir darum gewesen, als wenn ich einen unvorsichtigen Tritt gethan hätt' und wär' über ein Geschröf hinuntergestürzt, wie mir die Müllerin eines Tages rundweg die Lieb' aufgesagt hat, weil ich ein armer Teufel wär' und weil ihr der Forstner von Hohenburg besser gefallen hat, der in seinem grünen Rock mit den Goldborten daran und in seinem Federhut dahergeritten kam, als wär' er der Gutsherr selber. Jetzt wirst mir wohl glauben, daß ich ganz gut verstehe, was Du mir erzählt hast; darum glaube mir auch, wenn ich Dir sage, daß solch Leidwesen, wenn man auch meint, das Herz müßte darüber in

Stücke gehen, wie Alles auf der Welt auch sein End' hat und daß es nicht länger dauert als das größte Glück auf der Welt, das ja auch gar oft nicht länger währt als vom ersten Gebetläuten bis zum Ave Maria."

Peterl hörte aufmerksam zu, aber er erwiderte nichts.

„Bin ich also hinaus in meiner ersten Wuth und Eifersucht", fuhr der Einsiedler fort, „und hab' mich mit meiner Armbrust hinter dem Steinwehr bei der Mühle versteckt und auf den Forstner gelauert; denn ich habe mir vorgenommen gehabt, wenn er käme und ihm die falsche Müllerin, wie das ihre Gewohnheit war und wie sie's oft genug bei mir gethan, entgegenlaufen würde, ihm einen Bolzen mitten durchs Herz zu jagen und ihn vor den Augen der ehrvergessenen Person auf die Schwelle niederzulegen. Wie er aber dann so dahergeritten kam, gesund und frisch und ohne Arg, da hat mir die Hand gezittert, da ist mir eingefallen, daß er mir ja doch in seinem Leben nichts Leides gethan, und daß ich's ihm wohl nicht verdenken könne, wenn ihm das Mädel gefiele, in das ich mich ja auch vernarrt hatte. War ja doch die Hauptschuld nicht an ihm, sondern an ihr, und da ist es mir vorgekommen, sie wär' es gar nicht werth, daß eines ehrlichen Menschen unschuldig Blut wegen ihr sollte vergossen werden und daß ein anderer ehr-

licher Mensch wegen ihr sollt' zum Mörder werden. Hab' mir also gedacht, ich wollt' es der Zeit überlassen und dem Förster selber, mich an ihr zu rächen. So hab' ich mich umgewendet, hab' die Armbrust an den Nagel gehängt und dafür das Beil auf die Schulter genommen, hab' mich als Flößer verdungen und bin die Isar heruntergefahren bis München. Damals ist überall Krieg gewesen im ganzen Lande, der hatte schon in die fünfzehn Jahre gedauert und war Mangel an Soldaten, und Herzog Maximilian ließ auf allen Straßen die Trommel rühren und Leute werben, die mit ihm und mit dem Tilly ausziehen wollten gegen die Luthrischen und gegen den Schwedenkönig. Bin also mitgegangen und bin weit herumgekommen im deutschen Reich, bis hinauf, wo man das Meer sieht, hab' mich mit den Schweden und Franzosen herumgehauen und auch unter dem Mercy gedient, der mir der liebste gewesen ist unter allen den Obersten und Commandanten, die ich kennen gelent im bayerischen Heerlager und in des Kaisers Armee. Bin dabei gewesen bei Mergentheim und bei Allersheim, und da ist's dann gewesen, wo mir das Kriegsleben ist verleidet worden bis an den Hals! Mein Arm, den eine Kugel getroffen hatte, ist mir zerschmettert und wund am Leibe heruntergehangen; meinen Oberstwachtmeister,

den braven Mercy, für den ein jeder von uns ins Feuer gegangen wäre, hab' ich nackt und todt, voll Blut und Schmuz daliegen sehen, wie ihn die Franzosen herumgezogen und geplündert hatten — da ist mir auf einmal ganz anders geworden in meinem Sinn, und das Heimweh hat mich gefaßt, daß ich ihm nicht mehr hab' widerstehen können. Habe mich also weiter ins nächste Dorf geschleppt; das hatte der Turenne, der französische Mordbrenner, auf dem Rückzug anzünden lassen, daß ringsum nichts zu sehen gewesen ist als rauchende Schutthaufen und darunter hier und da ein Arm oder Fuß von den armen Leuten, Bauern und Soldaten durcheinander, die von den Franzosen niedergemacht und halbtodt oder auch noch lebendig ins Feuer geworfen worden waren. Da hat mich ein Grausen angefaßt und ein Schauder ist mir angekommen, daß ich auch mitgeholfen hab' zu solchem Elend, und ich hab' mir vorgenommen, das wieder gut zu machen, so viel's in meiner Macht stünde, und wie ich das so bei mir überlegt hab', da ist's gewesen, als wenn mich der Himmel gleich hätte beim Wort nehmen wollen. Auf einmal hab' ich etwas gehört wie das Weinen von einem kleinen Kind, und wie ich dem nachgegangen bin, hab' ich in einem Winkel Dich liegen gefunden auf einem nassen Strohbündel, das nicht

recht angeglommen war, sonst wärst Du wohl auch mit verbrannt. Da hab' ich Dich aufgehoben und mitgenommen und hab' Dich bis München getragen; da hab' ich Dich in die Kost gegeben und für Dich gesorgt, so gut ich's gekonnt hab'. Ich selber bin noch einmal hinein in meine Heimat, hab' mir die Berge alle angeschaut und die schöne Mühle — es haben wildfremde Leut' darauf gehaust, die haben von der Müllerin nichts Anders gewußt, als daß sie der Jäger in Schand' und Spott gebracht und dann sich nimmer hat blicken lassen. Da haben sie einmal in der Früh' die arme Dirn aus dem schönen klaren Mühlschuß herausgezogen und an der Kirchhofsmauer eingescharrt, wo die Selbstmörder liegen. Ich hab' sie noch einmal heimgesucht dort und hab' mit ihr unter das lange Gras hinunter geplaudert, dann bin ich in die Stadt zurück und bin bei den Franciscanern als dienender Bruder eingetreten und hab' ein stilles, gottseliges Leben geführt, bis die Klause am Bergel frei geworden war. Da hab' ich mir die Einsiedelei ausgebeten und seitdem leb' ich hier in meinem Gott vergnügt, bis meine Neige Zeit völlig ausgeronnen ist, und bin froh, daß es so lange gehalten hat, daß ich Dir noch den guten Rath hab' geben und Alles erzählen können. Also noch einmal, Peterl, schlag' Dir die Gedanken an das Mädel aus

dem Kopf, bete und arbeite, dann wird's schon gehen. Wer also Deine Aeltern gewesen sind, ob es Bauern aus dem Dorfe waren oder Kaiserliche, die mit darin zu Grunde gegangen, kann ich Dir nicht sagen; das kann auch kein Mensch mehr erfahren und herausbringen, aber deswegen bist Du ja doch nicht verlassen; Du hast ja noch mich, und da droben im Himmel hast Du einen rechten Vater, vor dem Du kein Findelkind bist und der gewiß zu Dir hält, solang' Du ihn nicht verläßt."

Der Bursche schien von den Gründen und Ermahnungen des Bruders ebenso wenig erbaut als von der Geschichte, die er ihm erzählt hatte. Er ließ ungern den letzten Halm fahren, an den er sich vor dem Versinken in die völlige Hoffnungslosigkeit noch immer geklammert hatte; hastig beurlaubte er sich daher, als der Greis geendet, und erwiderte auf dessen Einladung, doch den Tag und die Nacht bei ihm zuzubringen, daß er es eilig und durchaus keine Zeit zu versäumen habe; er wolle noch einmal in die Stadt zurück. „Einmal muß ich's noch versuchen", sagte er, „die Wabi zu sehen; ich muß wenigstens wissen, wie's ihr geht, sonst kann ich auch net fort und hätt' keine Ruh', was ich auch unternehmen wollt'. Dann kann ich mich auch entschließen, was ich thun will", setzte er hinzu, indem

er die Hand des Einsiedlers faßte und küßte. „Aber was ich auch thu', das versprech' ich Euch, Frater Onuphrius, daß ich brav bleiben will und rechtschaffen, hab' ja sonst auch nix, womit ich Euch für Alles danken kann, was Ihr mir Gutes gethan habt."

Gerührt legte der Einsiedler die Hand wie segnend auf den Kopf des Burschen. „Bleib' bei dem Vorsatz, Peterl", sagte er, „Du wirst gut damit fahren. Verzage nicht! Wenn man's am wenigsten glaubt, ist das Glück oft am nächsten. Laß es Dir gut gehen draußen in der Welt, und wenn's Dir nicht mehr gefallt und wenn Du Dein Herzleid gar nicht verwinden kannst, so komm wieder und bleib' bei mir, und wenn's bei mir zu Ende geht, so löse mich ab! Es ist gar schön und lieb und so wunderbar friedlich in der Klause am Bergel."

Rasch war der Bursche hinter den Tannen verschwunden; rasch hatte er die Waldstrecke zurückgelegt und sah das stattliche Schloß von Schleißheim vor sich liegen, vor welchem es gar lebhaft zuging und vielerlei Stimmen durcheinander tönten. Es wimmelte von Dienern, Rossen und Wagen; denn der Kurfürst war unvermuthet abends zuvor eingezogen und heute schon sollte das neuerbaute Schloß eröffnet und mit der längst vorbereiteten großen Bauernhochzeit einge-

weiht werden. In weitem Bogen, um Niemand zu begegnen, umging er das fröhliche Treiben und hatte bald wieder jenseits desselben den einsamen, ernsten, schweigenden Föhrenwald erreicht, durch welchen eine gerade schmale Lichtung als Weg gehauen war, auf welcher in ziemlich weiten Zwischenräumen die kleinen Kapellchen standen mit den Stationen vom Kreuzwege des Heilandes. Auch hier wanderte Peterl nicht in der offenen Lichtung dahin, sondern zog es vor, sich am Waldrande unter den Bäumen einen eigenen Pfad zu suchen; denn so einsam auch sonst der Weg war, auf welchem höchstens ein neugieriges Eichhörnchen von den Tannen auf die betenden Wallfahrer niedersah, oder ein Heher aufrauschte, der sich in den Haselstauden oder an den jungen Eicheln erlustirt hatte, so lebhaft ging es doch heute dort zu. Bald kamen beladene Wagen mit allerlei Geräth und Eßwaaren heran, oder es polterte eine schwere Kalesche mit geputzten Damen vorbei, oder es trabte eine Schaar munterer Herren und Damen vom Hofe durchs Gras; es gab noch Allerlei, was zu dem großen Feste aus der Residenz nach dem Lustschlosse gebracht werden mußte; die Geladenen eilten, sich einzufinden, die zum Dienste Berufenen waren wohl darauf bedacht, zur rechten Stunde nicht zu fehlen. Hier und da zog auch wohl eine

Schaar Fußwanderer den langgestreckten Waldpfad dahin, Bürger oder sonstige Einwohner von München, welche die Neugierde und die Hoffnung herbeilockte, vielleicht durch eine Seitenthür oder sonst aus einem Winkel etwas von dem Feste zu erkunden und erblicken zu können, von dessen Herrlichkeit die Stadt schon seit Wochen überfüllt war. Nicht selten fanden sich auch Kinder dabei; der ganze Haushalt war ausgewandert, um auch einmal eine sommerliche Landfahrt zu machen, sich im Walde zu ergötzen, dazwischen hinein aber an den Stationen anzuhalten und sie pünktlich abzubeten bis zum Calvarienberge beim alten Einsiedel Frater Onuphrius. Schließlich aber wollte man sich in der Schwaige des fürstlichen Gutes erquicken, wo im Grasgarten für die Müdigkeit ein angenehmer Lagerplatz, für den Durst ein Krug Bier zu finden war, zu welchem dann der kalte Braten oder das Geselchte trefflich mundete, welches die Hausfrau sorglich in einen Korb gepackt hatte, der in Erwartung seines trefflichen Inhalts von der Magd oder dem Lehrjungen oder auch von den Genossen des Hauses abwechselnd geschleppt worden war. Es war ein anmuthig wechselndes Bild, wenn eben eine solche Schaar um ein Stationskapellchen herumlagerte und dann wieder in bunter Reihe laut und vielstimmig durch den schweigenden Tannenforst

dahinzog, oder wenn an dem bescheidenen bürgerlichen Zuge eine höfische Cavalcade vorübersprengte, deren bunte Kleider, wehende Federn und schimmernde Kleinodien sich mitten in dem melancholischen einförmigen Föhrengrün gar fremdartig ansahen.

An der fünften Station hatten sich ebenfalls drei solcher Wanderer gelagert; aber so fröhlich die Andern dahinzogen, so wohlgemuth Reiter und Reiterinnen vorübersprengten, so trübselig war das aus dem Rath Millauer, seiner Ehehälfte und dem Gevatter Brunnenschreiber bestehende Kleeblatt. In der Wand des kleinen gemauerten Kapellchens war ein ansehnliches Steinbild eingefügt, in halberhabenen Gestalten darstellend, wie Simon von Cyrene dem unter der Kreuzeslast nieder sinkenden Heiland die Bürde abnahm, ein Gebilde, das wohl erkennen ließ, wie die frommen Erbauer auch den Künsten hold gewesen und es wohl verstanden, ihre Schöpfungen zu würdigen. Auf dem Betschemel davor hatte sich Frau Millauer niedergelassen; seitwärts war der Rath auf den Wurzeln einer Tanne gelagert, als ob er für immer hier zu bleiben gedächte; gegenüber lag Gevatter Dellinger im Grase und zwar auf dem Rücken, sodaß zwischen den Halmen sein Bäuchlein als ein ansehnlicher Hügel emporstieg. „Ich bin eigentlich ein rechter Narr", sagte er, ohne sich zu regen,

„daß ich bei solchem Wetter mich darauf einlasse, zu Fuß einen so weiten Weg zu machen. Es hätte ein gutes Wort an einen Hofbediensteten gekostet, so hätt' er uns alle heimlich in einen Kuchelwagen aufgepackt, dann wär' ich wenigstens lebendig nach Schleißheim gekommen."

„Ei, der Herr Gevatter sollt' sich schämen, so gar erlegt zu sein!" sagte die Frau. „Da seh' Er einmal mich an! Ich hab' doch denselben Weg gemacht und kann's kaum erwarten, bis wir wieder weiter gehen. Steht auf, Ihr Faulpelze! Wir müssen fort; sonst kommen wir vor Nacht nicht nach Schleißheim."

„Nur noch einen Augenblick!" sagte der Dicke. „Ich hab' noch nicht gehörig ausgeschnauft. Meine Sohlen brennen wie Feuer, und wenn ich nicht schon Blasen habe, muß ich sie beim nächsten Tritt bekommen."

„Mir wär's am liebsten, wenn ich gar nicht mehr aufstehen dürft'", seufzte Millauer. „Ich besinne mich immer, ob es nicht das Gescheidteste wär', wenn ich wieder umkehrte."

„Was fällt Dir ein?" rief die Frau. „Du denkst wohl nicht mehr daran, daß uns die Frau Kurfürstin eine eigne Botschaft geschickt, wir sollten ja gewiß herauskommen zu der Bauernhochzeit? Solch eine

durchlauchtige Einladung ist ja eine Ehr', wie sie noch gar keinem Christenmenschen zu Theil geworden ist."

„Ich dank' für die Ehr'", sagte Millauer noch immer unbeweglich. „Es wird eben heißen anfangs Hui, und das Pfui wird schon nachkommen. Die Einladung wäre schon recht; aber ich wette meinen Kopf, die Frau Kurfürstin denkt nicht anders, als daß wir die Türkin mitbringen; wenn wir nun ohne sie kommen, wird der Empfang schon darnach ausfallen."

„Und wer ist schuld daran als Du, weil Du in Deinem Zorn nie weißt, was Du thust?" entgegnete Frau Millauer. „Ich für meinen Theil wasche meine Hände in Unschuld! Durchlaucht, werd' ich sagen, wenn zur Frau Kurfürstin komme, ich kann nichts dafür; ich kann nicht gutstehen für die Dummheiten von meinem Mann. Sie werden selber am besten wissen, was man mit den Männern auszustehen hat."

„Das wär' noch besser", eiferte der Rath, „wenn Du mich in der Falle stecken ließest, anstatt mich herauszuziehen! Deine verfluchte Schuldigkeit wär's, daß Du mir auf meinem Kreuzweg entgegenkämest wie die weinenden Frauen von Jerusalem, und daß Du mir das Kreu tragen hälfest, wie der Simon da auf der Station.

Drum mach' mir den Kopf nicht warm, Frau!" fuhr er fort; „sonst lauf' ich wirklich in die Stadt zurück. Wenn nur wenigstens der Bub', der Benno da wär', damit ich doch etwas hätt', woran ich meinen Zorn auslassen könnt'!"

„Den laß nur an Dir selber aus!" entgegnete die unerbittliche Frau, „und statt daß Du solche Gedanken hast, wär's g'scheidter, Du würdest Dich sorgen und kümmern, ob ihm nicht ein Unglück geschieht. Mir möcht' das Herz im Leib vergehen vor Angst, wenn ich daran denk', daß er die ganze Nacht nicht heimgekommen ist, daß er vielleicht gar nicht geschlafen hat und daß er nichts Richtig's zu essen bekommen hat seit gestern Mittag!"

„Beruhige sich die Frau Gevatterin!" sagte der Brunnenschreiber. „Wie ich meinen Pathen kenne, kann er wohl eine Nacht und einen Tag ohne Schlafen und Essen aushalten; ich verhoffe auch, daß er sich nur deshalb nicht mehr sehen läßt, weil er eifrig dahinter her ist, den Aufenthalt der Entflohenen ausfindig zu machen, und so ihm das gelingt, wofür bei einem so wüthigen Verliebten gegründete Hoffnung besteht, so dürfte Alles noch recht werden!"

„Meinetwegen", sagte Millauer, indem er den Hut aufstülpte und, wie um sich selbst zu ermuntern

und Muth zu machen, durch einen Schlag auf denselben befestigte. „Der Bub' ist groß genug, daß er nicht mehr verloren geht, wegen dem lass' ich mir kein graues Haar wachsen, und wegen der Türkin werd' ich der Hacke auch einen Stiel finden. Ich will auch meinen Mund aufmachen und werde mit dem Kurfürsten reden, wie ein Mann zu dem andern. Durchlaucht, werd' ich sagen, ich habe nur mein Hausrecht gebraucht und habe die Person eingesperrt; da war sie also gut aufgehoben, und wenn sie nicht drinnen geblieben ist, so kann ich nichts dafür. Ich hab' auf andere und wichtigere Sachen zu denken, werd' ich sagen! Ich muß Durchlaucht nur zeigen, daß Sie mich nicht umsonst zum Türkeninspector g'macht haben; dann werd' ich bei der Gelegenheit mit meinem Zettel herausrücken und Alles wird gut sein.“

„Mit Deinem Zettel“, rief Frau Millauer. „Mann, laß Dich doch nicht auslachen obendrein! Ist's noch nicht genug, daß Dir der Birbaschi Deinen besten Wein ausgetrunken und Dir einen Haarbeutel angezecht hat, so lang, daß er von Nymphenburg bis nach Neuhausen gereicht hätte? Ich bin kein Mannsbild und kein Rathsherr, aber das wär' mir doch eingefallen, daß ich ihn vor der Einladung gefragt hätt', ...denn lesen kann.“

„Frau!" schrie Millauer, „erzürne mich nicht, oder ein himmelblaues Donnerwetter — Wäre ich nur heut' früh zu dem Kurfürsten gekommen, wie wir's ausgemacht haben, ich und der Herr Gevatter, dann wäre jetzt Alles schon in der schönsten Ordnung, aber er ist nicht mehr daheim gewesen; jetzt will ich ihm dafür gleich in Schleißheim meine Aufwartung machen, das kommt auf eins heraus. Also vorwärts! Jetzt bin ich wieder ganz der alte Millauer. Vorwärts, Gevatter! Steht auf!" —

„Ja", sagte dieser, „wenn das so leicht geschehen wär', als es gesagt ist. Ich bin kein solcher Grashupfer, der von einem Bein aufs andere springt; Ihr müßt mir schon ein bischen helfen, wenn ich in die Höh' kommen soll."

Das Ehepaar machte sich bereit, ihm diesen Liebesdienst zu erweisen; Jedes faßte ihn an einem Arm, und so zogen sie ihn, fest angestemmt, nicht ohne Mühe in die Höhe. Es mochte ein wunderlicher Anblick sein, denn von dem Reiterzuge, welcher eben vorbeitrabte, scholl lautes Lachen von Männer- und Frauenstimmen ihnen zu.

„Sollt' Ihnen schon vergehen, das dumme Gelächter, wenn sie in meinen Schuhen steckten", sagte Millauer ärgerlich.

„Oder gar in den meinigen“, ergänzte Dellinger, welcher auftrat, als ob er auf Eiern ginge.

Der Reiterzug bestand nur aus wenigen Personen: aus einigen Hoffräuleins, die sich über den Vorbereitungen zur Bauernhochzeit verspätet hatten und nun von einigen Dienern und Cavalieren geleitet den Uebrigen nachtrotteten. Unter den Vordersten ritt die schöne Gräfin Eisenreich auf milchweißem Zelter; neben ihr zur linken Hand ließ der Freiherr von Haunsberg sein Rößlein tanzen und Sprünge machen, wie er noch nie gethan. Es schien, als wisse er nichts mehr von den Folgen des üblen Sturzes, über welchen er noch jüngst so bitter geklagt. Ein Wagen mit Geräthe folgte, und ein paar andere Damen, an ihrer Seite der Chevalier von Saint-Maurice, bildeten den Schluß.

„Gönnen Sie doch Ihrem Thiere Ruhe!“ sagte die Gräfin zu ihrem Begleiter. „Ich habe mich von Ihrer Reitkunst schon zur Genüge überzeugt.“

„Gern“, erwiderte Haunsberg; „ich dachte nur, die Göttin der Jagd würde an den Bewegungen des edlen Thieres ein besonderes Wohlgefallen finden.“

„Die Göttin der Jagd“, erwiderte Therese lächelnd, „ist nur auf der Bühne zu Hause. Im Leben dünkt mir das Jagen ein grausames Vergnügen.“

„Was?“ rief Haunsberg mit verdutztem, nahezu

traurigem Gesichte. „Sie haben keine Freude an der Jagd? Sie würden nicht mit jagen gehen?“

„O doch“, erwiderte sie; „ich finde großes Vergnügen daran, bei dem lauten fröhlichen Hörnerschall und Rüdengebell an einem schönen Morgen auszuziehen und dahinzufliegen durch die herrlichen Berge und Wälder. Es ist ein buntes lebendiges Treiben, das ich sehr liebe, aber das Tödten gefällt mir nicht! Das ziemt keiner weiblichen Hand, und ich möcht' es nicht auf dem Gewissen haben, eine Kugel in das Herz eines Thieres gesendet zu haben, das ich aus seinem Waldfrieden aufgestört, in dem es sich erst so kurz seines Lebens gefreut.“

„Das ist ein Anderes“, sagte Haunsberg beruhigt. „Das thut nichts, wenn Sie nur dabei sind, Fräulein. Das eigentliche Waidwerk ist doch Sache der Männer, und mich freut das, was Sie sagen — Sie sind ganz wie meine Mutter.“

„Wirklich?“ sagte die Gräfin. „Das Compliment ist eben nicht sehr artig.“

„O so ist's nicht gemeint! Sie wissen auch recht gut, wie ich's meine. Seit der Komödie von der Diana haben Sie mir erlaubt, Sie zu besuchen; ich habe jeden Tag davon Gebrauch gemacht. Sie kennen mich also, wie ich bin — warum necken Sie mich?“

„Ja“, sagte die Gräfin, indem sie ihn mit freundlichem Blicke ansah, „ich kenne Sie oder glaube wenigstens Sie zu kennen. Darum seien Sie nicht böse und fahren Sie fort! Sie wollten etwas von Ihrer Mutter erzählen?“

„Und von meiner Heimat!“ rief Haunsberg freudig. „O, Sie sollten einmal zu uns kommen, zu mir und meiner Mutter! Es ist ein herrliches Land, das Land an der Salzach, und Schloß Haunsberg liegt so schön! Sie dürfen weit reisen und suchen, bis Sie ein schöneres Schloß und eine schönere Gegend finden. Es würde Ihnen gewiß bei uns gefallen; ach es ist so schön, daß ich kaum erwarten kann, bis ich wieder nach Hause komme.“

„So? Das ist wieder nicht sehr schmeichelhaft.“

„Ah, das müssen Sie auch nicht so nehmen!“ rief der Freiherr erröthend. „Früher allerdings — wollte ich sagen — da konnt' ich es kaum erwarten. Ich bin nur ungern von Hause fort; aber ich mußte. Die Mutter wollte es durchaus haben; sie sagte, ich müsse den Hof sehen und müsse lernen, wie man sich benimmt. Diesen Herbst aber, gerade wenn die Jagden anfangen, geht meine Zeit zu Ende. Aber jetzt freu' ich mich gar nicht mehr so sehr darauf; jetzt hab' ich ordentlich Angst davor und erschrecke, wenn ich schon irgendwo

ein Laub gelb werden oder gar vom Baume fallen sehe."

„Warum das?" fragte die Gräfin schalkhaft. „Was hat solche Veränderung in Ihnen hervorgebracht? Haben Sie schon gelernt, wie man sich benimmt?"

„Nein", sagte er kopfschüttelnd. „Ich glaube auch, ich werd' es nie lernen; es kommt mir vor, als wenn ich kein rechtes Geschick dazu hätte. Das ist es auch nicht, weshalb mir das Fortgehen hart ankommt! Das ist genau, seit — seit — ach wenn Sie doch mitgehen könnten, Gräfin!" rief er abbrechend. „Meine Mutter würde sich gar nicht zu fassen wissen vor Freude."

Eine leichte Röthe überflog Theresens Angesicht bei der offenen, treuherzigen Erklärung, die in diesen Worten lag. „Sie lieben Ihre Mutter wohl recht sehr?" sagte sie.

„Gewiß", antwortete er, indem er sie treuherzig mit großen Augen ansah. „Sie ist ja meine Mutter."

„Sie haben Recht", erwiderte die Gräfin, indem sie ihm ihre feine Hand entgegenstreckte. „Sie sind ein guter Mensch."

„Nun, Gräfin", rief Saint-Maurice, welcher herangesprengt kam, „gestehen Sie mir, daß es keinen uneigennützigern Menschen unter der Sonne gibt als mich! Einem Andern so das Feld zu überlassen, noch dazu

einem Nebenbuhler — Haunsberg, das ist ein Beweis von Freundschaft, der mit nichts verglichen werden kann. Hast Du die Zeit denn auch recht benutzt und Dich gehörig liebenswürdig gemacht?"

„Jeder thut, was er kann", entgegnete Haunsberg trocken.

Die Gräfin aber rief: „Wir haben nicht von derlei Dingen gesprochen, Chevalier! Der Freiherr von Haunsberg hat mir von seinem Schlosse und seiner Heimat erzählt."

„O weh! Da beklag' ich Sie", lachte der Chevalier. „Da wird es Ihnen übel ergangen sein; denn wenn mein Freund auf diesen Gegenstand zu sprechen kommt, ist er unerschöpflich. Ich erinnere mich mancher bei Becher und Würfelspiel verjubelten Nacht, wobei er von nichts Anderem zu reden wußte."

Die Gräfin warf einen eigenthümlich fragenden Blick nach dem Freiherrn.

Er wurde blutroth wie ein über einem Unrecht ertappter Knabe und rief hastig: „Glauben Sie ihm nicht, Gräfin! Wer ihn so hörte, könnte Wunder von mir denken. Ich habe eben auch mitgemacht; es ist ja nur, weil ich das Benehmen lernen soll. Aber ich habe Ihnen schon gesagt, ich habe kein Geschick dazu."

„Ist auch gar nicht nöthig", sagte die Gräfin mit eigenthümlichem Lächeln. „Auch stimme ich mit dem Herrn Chevalier gar nicht überein. Ich habe vielmehr Ihre Erzählung recht anziehend gefunden und denke mir das Leben auf einem solchen Gute nicht ohne Annehmlichkeiten."

„Mag sein für einen Jagdjunker wie Haunsberg", rief Saint-Maurice achselzuckend, „für Jemand, der keinen höhern Ehrgeiz kennt, als die beste Koppel Hunde zu haben, und kein anderes Vergnügen, als die Geweihe aller von ihm und seinen Ahnen erlegten Hirsche und Böcke zu bewundern, die an den Wänden herumhängen. Für einen Andern aber ist ein solches Leben kein Leben, zumal für eine Dame."

„Wohlan, meine Herren!" sagte die Gräfin, und das Lächeln in ihren schönen Zügen wurde noch anmuthiger. „Wenn meine Eitelkeit mich nicht allzu sehr täuscht und wenn ich Ihren Worten glauben darf, so bewerben Sie sich beide um meine Hand. Nehmen wir einmal an, es sei so, und ich wollte eine Wahl zwischen Ihnen treffen. Schildern Sie mir denn das Loos, welches der Dame wartet, die Sie einmal mit Ihrer Hand beglücken werden!"

„O weh, Haunsberg! Dein Sternlein geht unter", rief Saint-Maurice. „Bei diesem Wettstreit mußt Du

den Kürzern ziehen! Aber ich will gnädig sein und meine Schilderung zuerst geben; wenn ich es nach Dir thäte, würde ich Dich gar zu sehr verdunkeln! Zwar wirst Du auch nach mir einen schweren Stand haben —"

„Immerhin, fange nur an!" sagte Haunsberg gelassen.

„Die Gebieterin meines Herzens", begann der Chevalier, „wäre das Juwel meines Lebens, und ich halte es für thöricht, ein Juwel in einem Kästchen zu verstecken, um es höchstens an einem hohen Festtage hervorzuziehen oder ein paarmal im Jahre in verschwiegener Einsamkeit zu bewundern. Ich würde mein Juwel vor aller Welt leuchten lassen, würde die Dame an der Hand fassen und sagen: Folgen Sie mir, meine Freundin! Ich führe Sie an den Hof von Versailles! Alles, was es an Kostbarkeiten gibt, die eine Dame reizen können, Schmuck, Kleider, Kleinodien aller Art würd' ich zu ihren Füßen legen! Sie sollte die schönsten Pferde, die reichste Livree, die feinste Gesellschaft im Hause haben; ich würde sie dem König vorstellen, würde sie zu allen Hoffesten führen und ganz Paris an ihren Triumphwagen spannen."

„Nun, Otto, und Sie?" sagte die Gräfin.

Dem Freiherrn schlug eine Glut über das Gesicht, als er sich bei seinem Taufnamen genannt hörte;

er hatte kaum geglaubt, daß das Fräulein denselben kenne. „Ich?“ sagte er zögernd. „Ich habe dagegen freilich nicht viel zu sagen. Ich denke mir aber, es müßte sein, wie es bei mir zu Hause zwischen Vater und Mutter gewesen ist. Ich würde meine Frau vor allem auf die Schloßaltane führen und ihr die Gegend zeigen und sagen: Siehst Du, liebe Frau, soweit Dein Auge reicht, gehört Alles Dir; denn das ist mein Eigenthum, und Du bist meine Herrin. Am Morgen würden wir im Garten lustwandeln und sehen, wie Alles gedeiht, und sie müßte anordnen, was ihr gefiele. Dann ginge ich an meine Geschäfte, die Frau aber würde mit der Mutter im Hause zu schaffen haben, bis uns der Mittag wieder zusammenführte. Dann ritten wir aus oder führen zu Wasser, machten einen Besuch auf einem benachbarten Schlosse oder zögen auf die Jagd, und am Abend, ach ja, am Abend, da säßen wir dann alle beisammen im großen Eckzimmer, wo sich's so traulich sitzt, bei einem guten Glase Wein. Da würde geplaudert, wie es uns ums Herz wäre. Meine Frau säße neben mir und spänne —“

„Sie spänne?“ rief Saint-Maurice und machte eine Bewegung, daß sein Pferd darüber zur Seite sprang und ihn beinahe aus dem Sattel warf.

„Nun, wenn Dir das nicht gefällt“, fuhr Hauns-

durchlauchtige Einladung ist ja eine Ehr', wie sie noch gar keinem Christenmenschen zu Theil geworden ist."

„Ich dank' für die Ehr'", sagte Millauer noch immer unbeweglich. „Es wird eben heißen anfangs Hui, und das Pfui wird schon nachkommen. Die Einladung wäre schon recht; aber ich wette meinen Kopf, die Frau Kurfürstin denkt nicht anders, als daß wir die Türkin mitbringen; wenn wir nun ohne sie kommen, wird der Empfang schon darnach ausfallen."

„Und wer ist schuld daran als Du, weil Du in Deinem Zorn nie weißt, was Du thust?" entgegnete Frau Millauer. „Ich für meinen Theil wasche meine Hände in Unschuld! Durchlaucht, werd' ich sagen, wenn zur Frau Kurfürstin komme, ich kann nichts dafür; ich kann nicht gutstehen für die Dummheiten von meinem Mann. Sie werden selber am besten wissen, was man mit den Männern auszustehen hat."

„Das wär' noch besser", eiferte der Rath, „wenn Du mich in der Falle stecken ließest, anstatt mich herauszuziehen! Deine verfluchte Schuldigkeit wär's, daß Du mir auf meinem Kreuzweg entgegenkämest wie die weinenden Frauen von Jerusalem, und daß Du mir das Kreu tragen hälfest, wie der Simon da auf der Station.

Drum mach' mir den Kopf nicht warm, Frau!" fuhr er fort; „sonst lauf' ich wirklich in die Stadt zurück. Wenn nur wenigstens der Bub', der Benno da wär', damit ich doch etwas hätt', woran ich meinen Zorn auslassen könnt'!"

„Den laß nur an Dir selber aus!" entgegnete die unerbittliche Frau, „und statt daß Du solche Gedanken hast, wär's g'scheidter, Du würdest Dich sorgen und kümmern, ob ihm nicht ein Unglück geschieht. Mir möcht' das Herz im Leib vergehen vor Angst, wenn ich daran denk', daß er die ganze Nacht nicht heimgekommen ist, daß er vielleicht gar nicht geschlafen hat und daß er nichts Richtig's zu essen bekommen hat seit gestern Mittag!"

„Beruhige sich die Frau Gevatterin!" sagte der Brunnenschreiber. „Wie ich meinen Pathen kenne, kann er wohl eine Nacht und einen Tag ohne Schlafen und Essen aushalten; ich verhoffe auch, daß er sich nur deshalb nicht mehr sehen läßt, weil er eifrig dahinter her ist, den Aufenthalt der Entflohenen ausfindig zu machen, und so ihm das gelingt, wofür bei einem so wüthigen Verliebten gegründete Hoffnung besteht, so dürfte Alles noch recht werden!"

„Meinetwegen", sagte Millauer, indem er den Hut aufstülpte und, wie um sich selbst zu ermuntern

und Muth zu machen, durch einen Schlag auf denselben befestigte. „Der Bub' ist groß genug, daß er nicht mehr verloren geht, wegen dem lass' ich mir kein graues Haar wachsen, und wegen der Türkin werd' ich der Hacke auch einen Stiel finden. Ich will auch meinen Mund aufmachen und werde mit dem Kurfürsten reden, wie ein Mann zu dem andern. Durchlaucht, werd' ich sagen, ich habe nur mein Hausrecht gebraucht und habe die Person eingesperrt; da war sie also gut aufgehoben, und wenn sie nicht drinnen geblieben ist, so kann ich nichts dafür. Ich hab' auf andere und wichtigere Sachen zu denken, werd' ich sagen! Ich muß Durchlaucht nur zeigen, daß Sie mich nicht umsonst zum Türkeninspector g'macht haben; dann werd' ich bei der Gelegenheit mit meinem Zettel herausrücken und Alles wird gut sein."

„Mit Deinem Zettel", rief Frau Millauer. „Mann, laß Dich doch nicht auslachen obendrein! Ist's noch nicht genug, daß Dir der Birbaschi Deinen besten Wein ausgetrunken und Dir einen Haarbeutel angezecht hat, so lang, daß er von Nymphenburg bis nach Neuhausen gereicht hätte? Ich bin kein Mannsbild und kein Rathsherr, aber das wär' mir doch eingefallen, daß ich ihn vor der Einladung gefragt hätt', ob er denn lesen kann."

„Frau!" schrie Millauer, „erzürne mich nicht, oder ein himmelblaues Donnerwetter — Wäre ich nur heut' früh zu dem Kurfürsten gekommen, wie wir's ausgemacht haben, ich und der Herr Gevatter, dann wäre jetzt Alles schon in der schönsten Ordnung, aber er ist nicht mehr daheim gewesen; jetzt will ich ihm dafür gleich in Schleißheim meine Aufwartung machen, das kommt auf eins heraus. Also vorwärts! Jetzt bin ich wieder ganz der alte Millauer. Vorwärts, Gevatter! Steht auf!"

„Ja", sagte dieser, „wenn das so leicht geschehen wär', als es gesagt ist. Ich bin kein solcher Gras-hupfer, der von einem Bein aufs andere springt; Ihr müßt mir schon ein bischen helfen, wenn ich in die Höh' kommen soll."

Das Ehepaar machte sich bereit, ihm diesen Liebes-dienst zu erweisen; Jedes faßte ihn an einem Arm, und so zogen sie ihn, fest angestemmt, nicht ohne Mühe in die Höhe. Es mochte ein wunderlicher Anblick sein, denn von dem Reiterzuge, welcher eben vorbeitrabte, scholl lautes Lachen von Männer- und Frauenstimmen ihnen zu.

„Sollt' Ihnen schon vergehen, das dumme Ge-lächter, wenn sie in meinen Schuhen steckten", sagte Millauer ärgerlich.

„Oder gar in den meinigen“, ergänzte Dellinger, welcher auftrat, als ob er auf Eiern ginge.

Der Reiterzug bestand nur aus wenigen Personen: aus einigen Hoffräuleins, die sich über den Vorbereitungen zur Bauernhochzeit verspätet hatten und nun von einigen Dienern und Cavalieren geleitet den Uebrigen nachtrotteten. Unter den Vordersten ritt die schöne Gräfin Eisenreich auf milchweißem Zelter; neben ihr zur linken Hand ließ der Freiherr von Haunsberg sein Rößlein tanzen und Sprünge machen, wie er noch nie gethan. Es schien, als wisse er nichts mehr von den Folgen des üblen Sturzes, über welchen er noch jüngst so bitter geklagt. Ein Wagen mit Geräthe folgte, und ein paar andere Damen, an ihrer Seite der Chevalier von Saint-Maurice, bildeten den Schluß.

„Gönnen Sie doch Ihrem Thiere Ruhe!“ sagte die Gräfin zu ihrem Begleiter. „Ich habe mich von Ihrer Reitkunst schon zur Genüge überzeugt.“

„Gern“, erwiderte Haunsberg; „ich dachte nur, die Göttin der Jagd würde an den Bewegungen des edlen Thieres ein besonderes Wohlgefallen finden.“

„Die Göttin der Jagd“, erwiderte Therese lächelnd, „ist nur auf der Bühne zu Hause. Im Leben dünkt mir das Jagen ein grausames Vergnügen.“

„Was?“ rief Haunsberg mit verdutztem, nahezu

traurigem Gesichte. „Sie haben keine Freude an der Jagd? Sie würden nicht mit jagen gehen?“

„O doch“, erwiderte sie; „ich finde großes Vergnügen daran, bei dem lauten fröhlichen Hörnerschall und Rüdengebell an einem schönen Morgen auszuziehen und dahinzufliegen durch die herrlichen Berge und Wälder. Es ist ein buntes lebendiges Treiben, das ich sehr liebe, aber das Tödten gefällt mir nicht! Das ziemt keiner weiblichen Hand, und ich möcht' es nicht auf dem Gewissen haben, eine Kugel in das Herz eines Thieres gesendet zu haben, das ich aus seinem Waldfrieden aufgestört, in dem es sich erst so kurz seines Lebens gefreut.“

„Das ist ein Anderes“, sagte Haunsberg beruhigt. „Das thut nichts, wenn Sie nur dabei sind, Fräulein. Das eigentliche Waidwerk ist doch Sache der Männer, und mich freut das, was Sie sagen — Sie sind ganz wie meine Mutter.“

„Wirklich?“ sagte die Gräfin. „Das Compliment ist eben nicht sehr artig.“

„O so ist's nicht gemeint! Sie wissen auch recht gut, wie ich's meine. Seit der Komödie von der Diana haben Sie mir erlaubt, Sie zu besuchen; ich habe jeden Tag davon Gebrauch gemacht. Sie kennen mich also, wie ich bin — warum necken Sie mich?“

„Ja", sagte die Gräfin, indem sie ihn mit freundlichem Blicke ansah, „ich kenne Sie oder glaube wenigstens Sie zu kennen. Darum seien Sie nicht böse und fahren Sie fort! Sie wollten etwas von Ihrer Mutter erzählen?"

„Und von meiner Heimat!" rief Haunsberg freudig. „O, Sie sollten einmal zu uns kommen, zu mir und meiner Mutter! Es ist ein herrliches Land, das Land an der Salzach, und Schloß Haunsberg liegt so schön! Sie dürfen weit reisen und suchen, bis Sie ein schöneres Schloß und eine schönere Gegend finden. Es würde Ihnen gewiß bei uns gefallen; ach es ist so schön, daß ich kaum erwarten kann, bis ich wieder nach Hause komme."

„So? Das ist wieder nicht sehr schmeichelhaft."

„Ah, das müssen Sie auch nicht so nehmen!" rief der Freiherr erröthend. „Früher allerdings — wollte ich sagen — da konnt' ich es kaum erwarten. Ich bin nur ungern von Hause fort; aber ich mußte. Die Mutter wollte es durchaus haben; sie sagte, ich müsse den Hof sehen und müsse lernen, wie man sich benimmt. Diesen Herbst aber, gerade wenn die Jagden anfangen, geht meine Zeit zu Ende. Aber jetzt freu' ich mich gar nicht mehr so sehr darauf; jetzt hab' ich ordentlich Angst davor und erschrecke, wenn ich schon irgendwo

ein Laub gelb werden oder gar vom Baume fallen sehe."

„Warum das?" fragte die Gräfin schalkhaft. „Was hat solche Veränderung in Ihnen hervorgebracht? Haben Sie schon gelernt, wie man sich benimmt?"

„Nein", sagte er kopfschüttelnd. „Ich glaube auch, ich werd' es nie lernen; es kommt mir vor, als wenn ich kein rechtes Geschick dazu hätte. Das ist es auch nicht, weshalb mir das Fortgehen hart ankommt! Das ist genau, seit — seit — ach wenn Sie doch mitgehen könnten, Gräfin!" rief er abbrechend. „Meine Mutter würde sich gar nicht zu fassen wissen vor Freude."

Eine leichte Röthe überflog Theresens Angesicht bei der offenen, treuherzigen Erklärung, die in diesen Worten lag. „Sie lieben Ihre Mutter wohl recht sehr?" sagte sie.

„Gewiß", antwortete er, indem er sie treuherzig mit großen Augen ansah. „Sie ist ja meine Mutter."

„Sie haben Recht", erwiderte die Gräfin, indem sie ihm ihre feine Hand entgegenstreckte. „Sie sind ein guter Mensch."

„Nun, Gräfin", rief Saint-Maurice, welcher herangesprengt kam, „gestehen Sie mir, daß es keinen uneigennützigern Menschen unter der Sonne gibt als mich! Einem Andern so das Feld zu überlassen, noch dazu

einem Nebenbuhler — Haunsberg, das ist ein Beweis von Freundschaft, der mit nichts verglichen werden kann. Hast Du die Zeit denn auch recht benutzt und Dich gehörig liebenswürdig gemacht?"

„Jeder thut, was er kann", entgegnete Haunsberg trocken.

Die Gräfin aber rief: „Wir haben nicht von derlei Dingen gesprochen, Chevalier! Der Freiherr von Haunsberg hat mir von seinem Schlosse und seiner Heimat erzählt."

„O weh! Da beklag' ich Sie", lachte der Chevalier. „Da wird es Ihnen übel ergangen sein; denn wenn mein Freund auf diesen Gegenstand zu sprechen kommt, ist er unerschöpflich. Ich erinnere mich mancher bei Becher und Würfelspiel verjubelten Nacht, wobei er von nichts Anderem zu reden wußte."

Die Gräfin warf einen eigenthümlich fragenden Blick nach dem Freiherrn.

Er wurde blutroth wie ein über einem Unrecht ertappter Knabe und rief hastig: „Glauben Sie ihm nicht, Gräfin! Wer ihn so hörte, könnte Wunder von mir denken. Ich habe eben auch mitgemacht; es ist ja nur, weil ich das Benehmen lernen soll. Aber ich habe Ihnen schon gesagt, ich habe kein Geschick dazu."

„Ist auch gar nicht nöthig", sagte die Gräfin mit eigenthümlichem Lächeln. „Auch stimme ich mit dem Herrn Chevalier gar nicht überein. Ich habe vielmehr Ihre Erzählung recht anziehend gefunden und denke mir das Leben auf einem solchen Gute nicht ohne Annehmlichkeiten."

„Mag sein für einen Jagdjunker wie Haunsberg", rief Saint-Maurice achselzuckend, „für Jemand, der keinen höhern Ehrgeiz kennt, als die beste Koppel Hunde zu haben, und kein anderes Vergnügen, als die Geweihe aller von ihm und seinen Ahnen erlegten Hirsche und Böcke zu bewundern, die an den Wänden herumhängen. Für einen Andern aber ist ein solches Leben kein Leben, zumal für eine Dame."

„Wohlan, meine Herren!" sagte die Gräfin, und das Lächeln in ihren schönen Zügen wurde noch anmuthiger. „Wenn meine Eitelkeit mich nicht allzu sehr täuscht und wenn ich Ihren Worten glauben darf, so bewerben Sie sich beide um meine Hand. Nehmen wir einmal an, es sei so, und ich wollte eine Wahl zwischen Ihnen treffen. Schildern Sie mir denn das Loos, welches der Dame wartet, die Sie einmal mit Ihrer Hand beglücken werden!"

„O weh, Haunsberg! Dein Sternlein geht unter", rief Saint-Maurice. „Bei diesem Wettstreit mußt Du

den Kürzern ziehen! Aber ich will gnädig sein und meine Schilderung zuerst geben; wenn ich es nach Dir thäte, würde ich Dich gar zu sehr verdunkeln! Zwar wirst Du auch nach mir einen schweren Stand haben —"

„Immerhin, fange nur an!" sagte Haunsberg gelassen.

„Die Gebieterin meines Herzens", begann der Chevalier, „wäre das Juwel meines Lebens, und ich halte es für thöricht, ein Juwel in einem Kästchen zu verstecken, um es höchstens an einem hohen Festtage hervorzuziehen oder ein paarmal im Jahre in verschwiegener Einsamkeit zu bewundern. Ich würde mein Juwel vor aller Welt leuchten lassen, würde die Dame an der Hand fassen und sagen: Folgen Sie mir, meine Freundin! Ich führe Sie an den Hof von Versailles! Alles, was es an Kostbarkeiten gibt, die eine Dame reizen können, Schmuck, Kleider, Kleinodien aller Art würd' ich zu ihren Füßen legen! Sie sollte die schönsten Pferde, die reichste Livree, die feinste Gesellschaft im Hause haben; ich würde sie dem König vorstellen, würde sie zu allen Hoffesten führen und ganz Paris an ihren Triumphwagen spannen."

„Nun, Otto, und Sie?" sagte die Gräfin.

Dem Freiherrn schlug eine Glut über das Gesicht, als er sich bei seinem Taufnamen genannt hörte;

er hatte kaum geglaubt, daß das Fräulein denselben kenne. „Ich?“ sagte er zögernd. „Ich habe dagegen freilich nicht viel zu sagen. Ich denke mir aber, es müßte sein, wie es bei mir zu Hause zwischen Vater und Mutter gewesen ist. Ich würde meine Frau vor allem auf die Schloßaltane führen und ihr die Gegend zeigen und sagen: Siehst Du, liebe Frau, soweit Dein Auge reicht, gehört Alles Dir; denn das ist mein Eigenthum, und Du bist meine Herrin. Am Morgen würden wir im Garten lustwandeln und sehen, wie Alles gedeiht, und sie müßte anordnen, was ihr gefiele. Dann ginge ich an meine Geschäfte, die Frau aber würde mit der Mutter im Hause zu schaffen haben, bis uns der Mittag wieder zusammenführte. Dann ritten wir aus oder führen zu Wasser, machten einen Besuch auf einem benachbarten Schlosse oder zögen auf die Jagd, und am Abend, ach ja, am Abend, da säßen wir dann alle beisammen im großen Eckzimmer, wo sich's so traulich sitzt, bei einem guten Glase Wein. Da würde geplaudert, wie es uns ums Herz wäre. Meine Frau säße neben mir und spänne —“

„Sie spänne?“ rief Saint-Maurice und machte eine Bewegung, daß sein Pferd darüber zur Seite sprang und ihn beinahe aus dem Sattel warf.

„Nun, wenn Dir das nicht gefällt“, fuhr Hauns-

berg fort, „so nimmt sie die Laute zur Hand und singt ein Lied. Meine Mutter säße daneben und sähe uns beide an, wie wir uns so lieb hätten, und wir alle wären glücklich, und am andern Tage —“

„Um des Himmels Gnade willen“, rief Saint-Maurice lachend, „hör' auf! Ich habe an dem einen Tage genug, am nächsten fängt die alte Leier von vorn an. Ich bedaure Dich, armer Freund, aber Du wirst lange suchen müssen, bis Du eine Frau findest, die sich dazu hergibt, eine so gewöhnliche, bürgerliche Rolle zu spielen und wie eine gemeine Wiesenblume behandelt zu sein, etwa eine Feldnelke, die auf jedem Rain wächst. Bei mir ist sie die strahlende, allbewunderte Rose — da kann die Wahl wohl nicht zweifelhaft sein! — Sie haben recht gesagt, schöne Gräfin!“ fuhr er, gegen Therese gewendet, in galantem Tone, fort. „Wir beide sind Nebenbuhler, Sie müssen wählen unter uns. Sie haben gehört, wie wir um Sie werben — treffen Sie denn sogleich Ihre Wahl!“

„Nicht jetzt!“ entgegnete die Gräfin. „Abends, beim Feste werde ich mich entscheiden. Es bleibt dabei: Feldnelke und Rose sollen das Sinnbild sein; dessen Blume ich am Abend tragen werde, der soll mein Ritter sein und meine Hand erhalten, wenn er sie will.“ Damit gab sie ihrem Schimmel die Gerte und flog

davon, den Cavalieren weit voran, als wollte sie zeigen, daß auch sie die Zügel zu führen verstehe und sie zu einem Wettritt aufforderе.

Bald war der Zug in der Ferne verschwunden; über den Wald, der für einige Zeit von Menschen ganz verlassen war, lagerte sich die vorige Stille. Es war, als ob Königin Einsamkeit wieder Besitz ergreifen wolle von ihrem Reiche und die Raben, welche eben krächzend über die Lichtung strichen, wie Späher ausgeschickt habe, um zu verkünden, ob dasselbe von allen Störern gereinigt und wieder bereit sei, sie zu empfangen. Es war rings so still, daß man aus dem Dickicht das ferne Hämmern eines Spechtes hörte, der in die Rinde hackte, und in dem Jungholz ward ein leichtes Rauschen vernehmbar, als ob ein Reh durch das Gestäng bräche, um am Waldrande der Aesung nachzugehen.

Es war jedoch kein Bewohner des Waldes, von dem das Geräusch kam; dagegen tauchte an einer besonders dichten Stelle ein Männerkopf aus dem Gebüsche auf und blickte, während ein paar Hände die Zweige behutsam auseinanderbogen, spähend nach allen Seiten umher; bald wurde noch eine andere Gestalt sichtbar, deren helle bunte Kleider von fern her durch das Grün zu bemerken waren. Es war Benoit, der

geheime Agent des Marschalls, und Odun Kanipi, der Türkengefangene.

„Nun, bist Du endlich hier, verdammter Hundesohn?“ rief Benoit unwillig. „Ist das der Gehorsam und die Genauigkeit, die Du geschworen hast?“

„Was zürnst Du Deinem Sklaven, Effendi?“ entgegnete Odun ehrerbietig. „Worin hat Dein Knecht gefehlt, mein strenger Herr? Heute Morgen fand ich unterm Steine Deinen Ruf; er befahl mir, zu dieser Stunde in dem Walde zu sein, neben der großen Rinne, die wir mit unserm Schweiß und Blut aushöhlen müssen, wo der Weg durchgehauen ist, bei der fünften kleinen Minaret; die Stunde ist noch nicht völlig da, Effendi, und Odun Kanipi liegt zu Deinen Füßen!“

„Und warum bist Du diese Nacht nicht gekommen?“ schalt Benoit wieder. „Habe ich Dir nicht schon vorgestern Botschaft unter den Stein gelegt?“

„Du willst scherzen mit Deinem Sklaven, Effendi“, sagte Odun, „oder Du sinnst, mich auf die Probe zu stellen. Wohl hatte ich schon am zweiten Morgen vor diesem Dein Wort gefunden, aber ich verstand nicht, was Du schriebst!“

„Dummkopf, wie ist das möglich!“ rief der Franzose. „Habe ich nicht bestimmt den Ort und die Zeit

angegeben, wo ich Dich und Deine Helfer in derselben Nacht erwartete? Zeige den Zettel!"

„Hier, hoher Herr", sagte der Türke und zog Benno's abgerissenen Papierstreifen hervor. „Du hast geschrieben, Effendi, daß die Rose schöner ist als die Nelke und daß ich sie bewahren soll, und hast Deinen Sklaven eines Grußes gewürdigt."

„Thorheit!" rief Benoit, riß ihm das Blatt aus der Hand und fuhr, als er dasselbe flüchtig betrachtet, in Bestürzung auf: „Was ist das? Dies Blatt ist nicht von mir — hier ist Verrath im Spiel! Hast Du diesen Zettel wirklich unter dem verabredeten Steine gefunden, so ist kein Zweifel, wir sind entdeckt; irgend Jemand hat meinen Zettel gefunden und, um Dich irre zu führen, diesen falschen dafür hingelegt. Aber wenn es so ist, warum wurden keine Gegenanstalten getroffen? Ich wartete in der vorgestrigen Nacht auf Dich und Deine Gefährten bis zum Morgengrauen, ohne daß irgend eine Spur, als wolle man unser Werk hindern, bemerkbar geworden. Alles war und blieb lautlos und menschenleer in dem Ufergebüsch am Flusse. Wie soll ich das erklären? Aber gleichviel, wie es auch sei, dieser Abend, diese Nacht gehören noch uns, ich will sie benutzen, daß nichts zu thun übrig bleibt. Morgen mögen sie dann kommen und suchen, wie sie

wollen, sie werden nichts mehr ungeschehen machen können. Wo sind Deine Leute?“ fuhr er fort, indem er den Zettel einsteckte und statt desselben ein anderes Briefchen hervorzog, das er, wie um sich des Inhalts zu vergewissern, flüchtig überlas. „Um fünf Uhr also“, murmelte er vor sich hin.

„Die Bergsöhne von Khorassan sind bereit, Effendi“, antwortete Odun; „sie stecken im Busch, ich darf ihnen nur rufen, sie kennen die Stimme des Schakals.“

„Schon hier also? Seid Ihr jetzt schon von der Arbeit entwichen? Man wird Euch vermissen und verfolgen!“

„Nicht eher, Herr, als bis der Abend kommt und die Giaurs die grabenden Wölfe in die Hürde jagen, als wenn es Schafe wären, dann werden die Köpfe gezählt, dann ist es dunkel, Effendi.“

„Und sie werden die Verfolgung aussetzen bis morgen“, rief Benoit, „wir aber sind dann schon außer ihrer Macht. Komm, führe mich in den Wald zu Deinen Leuten; ich will Euch sagen, was Ihr zu thun habt jetzt und, wenn dies gelungen, heute Nacht. Komm in den Wald, dort sind wir sicher, nicht bemerkt zu werden.“

Im rechten Augenblicke verschwanden beide; denn von den entgegengesetzten Seiten wurden zwei Wan=

derer sichtbar. Von Schleißheim schlich Peterl einher, noch immer niedergedrückt und traurig, sodaß er sich von Zeit zu Zeit niedersetzte, nicht aus Ermüdnng, sondern weil er sich am liebsten ganz niedergelegt hätte, um nie wieder aufzustehen. Von der Stadt her kam eiligen Schrittes Benno mit fliegendem Haar und glühenden Wangen. Beide erblickten und erkannten sich schon von weitem. Im Herzen des Brauknechts stieg ingrimmiger Zorn auf, als der Mann, der ihm am meisten zuwider war, ihm so allein im Walde begegnete; er empfand große Lust, das seinem Schatz gegebene Versprechen wahr zu machen. Benno dagegen schnitt es beim Anblick des Burschen wehmüthig durch das Herz; denn wenn er auch durch ihn von der verhaßten Heirath befreit worden war, fiel ihm doch dabei sein eigenes Geschick doppelt schwer aufs Herz; sie hatten ja beide das verloren, was ihnen das Theuerste war. Er trat dem Burschen entgegen und bot ihm grüßend die Hand, welche dieser nur zögernd und mit bedenklichem Blicke ergriff.

„Grüß' Gott, Peterl!“ sagte Benno. „Wie kommen wir zwei so zusammen mitten im Waldgehege?“

„Wird schon so sein müssen“, erwiderte der Brauknecht nicht ohne Tücke im Blick. „Sind wir uns doch in der Stadt auch ins Gehege gekommen!“

„Nicht mit meinem Willen“, rief Benno. „Wenn Du's noch nicht gewußt hast, so erfahre jetzt, daß mir die Heirath von jeher zuwider war!“

„Zuwider? So wär' die Wab'n dem Herrn etwa gar zu schlecht g'wesen?“ entgegnete Peterl, dem es wieder in den Fäusten juckte.

„Nicht doch; die Wabi ist ein braves, vortreffliches Mädchen —“

„Und bildsauber“, setzte Peterl hinzu.

„Auch das, aber für mich nicht. Ich liebe eine Andere und danke Dir, daß Ihr Euch erwischen ließt. Ich bin dadurch losgekommen und durfte einen Augenblick hoffen, auch meine Geliebte zu erringen.“

„Wie ist das?“ fragte Peterl verwundert. „Der Herr hat also einen andern Schatz, und es geht ihm wie mir, daß er ihn auch net haben soll?“

„Freilich“, rief Benno. „Ich liebe Zuleima, die schöne Türkin, von der Du wohl gehört haben wirst, die in das Haus meines Vaters gebracht wurde. Nun ist sie entflohen, weil mein Vater unsere Liebe entdeckte, wie die Eurige entdeckt wurde.“

„Aha, und jetzt macht's der Herr wie ich und lauft in den Wald und will auch in die weite Welt? Meinetwegen; da können wir gleich mit einander gehen.“

„Das nicht“, rief Benno. „Aber ich will Zuleima suchen und nicht ablassen, bis ich sie gefunden habe. In der Stadt vermochte ich trotz alles Forschens keine Spur von ihr zu entdecken; sie ist, seit sie das Haus verließ, vollständig verschwunden, und ich bin in der größten Besorgniß, daß sie sich ein Leid angethan oder daß sie irgend einem Elenden, der ihr nachgestellt, in die Hände gerathen ist. Meine einzige Hoffnung ist noch, daß sie sich an die Kurfürstin gewendet haben könne und daß ich sie bei dieser finde. Deshalb bin ich auf dem Wege nach Schleißheim. Wenn ich sie auch dort nicht treffe, will ich wenigstens die Gnade der Kurfürstin anflehen, daß sie mir suchen hilft.“

„Das ist freilich eine betrübte G'schicht'“, sagte Peterl, „fast so betrübt wie die meinige. Aber dabei fällt mir grad' was ein; das trifft sich ganz wunderbar. Wie ich heut' Nacht von München weg bin und bin durch den Wald gegangen — es hat eben ang'fangen, so halb und halb grau zu werden — da ist ein Wagen dahergefahren gekommen; ich hätt' vielleicht gar net drauf g'achtet, wenn's mir net g'wesen wär', als ob ich weinen g'hört.“

„Weinen?“ rief Benno außer sich. „O Freund, Herzenspeterl! Wenn sie es gewesen wäre! Wenn Du mir auf die Spur helfen könntest!“

„Hört nur! Das Weinen hat mich aufmerksam g'macht. Ich bin daher näher hin; wie aber der Kutscher das gemerkt hat, hat er auf die Pferde losgehauen mit aller G'walt, und so hab' ich nur noch sehen können, daß ein Mädel in dem Wagen g'sessen ist, das bitterlich geweint und die Händ' gerungen hat."

„Mit gerungenen Händen! Weinend!" rief Benno wieder. „Es ist also, wie ich gefürchtet! Sie wurde also wider Willen, mit Gewalt fortgeschleppt. O wenn ich den Elenden zu entdecken vermöchte! Rede, Peterl! Wie sah sie aus?"

„Eine Türkin ist's net g'wesen, Herr!" sagte dieser. „Sie war bürgerlich angezogen und hat eine Silberhaub'n aufg'habt und, wenn ich recht g'sehen hab' in der Eil', dunkle Haar' und dunkle Augen."

„Sie ist es, sie ist es!" rief Benno entzückt. „O Peterl, wie kann ich Dir danken? Freund! Bruder! Du rettest mir das Leben. Dafür gelobe ich Dir, so wahr ich Zuleima liebe, wenn ich sie finde und mir geholfen wird, dann soll auch Dir geholfen sein; dann sollst Du Deine Wabi haben! Ich will selber mit dem Vater reden; er muß sie Dir geben."

Im Uebermaße des Entzückens war er Peterl um den Hals gefallen und küßte ihn; dieser ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern drückte den Leidens-

gefährten gerührt an sich, indem er ihn derb abschmatzte. „Bruder, Kamerad! Schmerzensgesell!“ rief er schluchzend. „Ist's denn möglich, daß Du's so gut mit mir meinst? Und ich hab' Dir die Rippen im Leib zusamm'drucken wollen!“

„Leb' wohl!“ rief Benno, sich aus der Umarmung losreißend, in der es ihm auf einmal doch nicht ganz geheuer schien. „Ich habe keine Sekunde zu versäumen. Wo finde ich Dich wieder?“

„In der Stadt, Herr! Ich will morgen noch da bleiben und beim Starnberger einkehren; heut' aber will ich erst kurz vor der Thorsperr' hinein beim Neuhauserthor, deswegen hab' ich den ganzen Tag im Wald zugebracht. Wie's dunkel wird, ist der Segen drüben in der Herzogspitalkirchen; da geht die Wab'n jeden Tag hin, da will ich ihr den Weg abpassen und noch einmal mit ihr reden und Ihr Alles erzählen!“

In hoffnungbeschwingter Eile flog Benno dahin, Peterl aber verschwand im Dickicht, lagerte sich auf eine moosige Stelle, und der Trost, der ihm aus dem Munde des gehaßten und gefürchteten Nebenbuhlers so unerwartet gekommen, senkte sich mit wunderbarer Beruhigung über ihn; er schlief ein und war bald in das Reich der Träume entrückt, in welchen natürlich die Erlebnisse der letzten Tage und die Erzählung des

Einsiedels, die er kurz zuvor vernommen, bunt und wirr durcheinandergingen. Es kam ihm vor, als stünde er mit der Wab'n wieder in der Malzdarre, und war eben wieder daran, sich mit dem Alten herumzubalgen; dann aber war es wieder, als käme die Hitze, die sie umgab, nicht vom Darrofen, sondern als stände er mitten in dem brennenden Dorfe, aus dem ihn der Frater gerettet; dieser aber stand vor ihm, hielt die Wab'n an der Hand und setzte sie auf das Roß, und dann ritten sie alle drei, wie er die Haimonskinder in einem Bilde gesehen hatte, im Sturmwinde davon, daß der Hufschlag nur so donnerte. Da stahl sich ein Sonnenstrahl durch das Geäst ihm auf Gesicht und Augen; er erwachte, und als wäre es die Fortsetzung seines Traumes, vernahm er deutlich wirklichen Hufschlag, der, was ihm befremdlich däuchte, immer schneller und schneller zu werden schien; er setzte sich auf und sah bald, daß er nicht geträumt. In der Waldlichtung sprengte ein Reiter daher, der seinen Gaul mit Sporen und Peitsche zur äußersten Anstrengung antrieb, um einer Schaar verdächtig aussehender Kerle zu entkommen, welche hinter ihm her rannten, offenbar in unheimlicher, räuberischer Absicht. Aber so schnell die Burschen waren, hätten sie doch das kräftig ausgreifende Roß nicht einzuholen vermocht, wäre nicht plötzlich vor dem-

selben ein Mann aus dem Walde hervorgesprungen, daß das Thier darüber scheute und einen Seitensprung machte, Aufenthalt genug für die Strauchdiebe, um den Reiter einzuholen. Schon war er umringt, der aus dem Walde gekommene Mann hatte das Pferd am Gebisse gefaßt, und die Uebrigen drangen mit Stöcken und Prügeln auf den wehrlosen Mann ein, der seinen Angreifern nicht entfernt gewachsen und bald vom Pferde gerissen war. Schon wollten die Räuber sich wieder aus dem Staube machen, während der Mann am Gebisse ihnen zurief, ja die Tasche nicht zu vergessen, als Peterl, der einen morschen Tannenstamm abgebrochen, hinter ihnen stand und ihn Schlag auf Schlag auf ihre Köpfe niedersausen ließ. Ehe sie zur Besinnung kamen, kollerten mehrere in den Waldrasen nieder, während die übrigen unter lautem Geheul die Flucht ergriffen. Auch Benoit war unter den Getroffenen; er taumelte, hatte aber trotz des über die Stirn strömenden Blutes doch noch Kraft und Geistesgegenwart genug, um nach der Tasche des Reiters zu greifen und mit derselben hinwegzuwanken.

„Ist dem Herrn doch nix Grob's zu Leid' g'schehen?" sagte Peterl zu dem Reiter, der am Boden lag und sich nicht zu erheben vermochte.

„Es wird nicht viel sein, soviel ich spüre", erwiderte der Mann, „aber das Reiten werd' ich wohl bleiben lassen müssen; ich fürchte, mein linker Fuß ist verrenkt! Aber um Gotteswillen, guter Freund, sorgt nicht um mich, sondern um meine Tasche — es ist eine wichtige Depesche darin, die ich Seiner Durchlaucht zur Unterschrift nach Schleißheim bringen sollte. Der eine von den Strauchdieben ist damit fort. Seht Ihr ihn? Dort geht er noch."

„Weiter nichts?" sagte Peterl. „Den werden wir gleich haben. Hab' der Herr nur ein bissel Geduld! Ich will die Tasche holen, will sie statt Seiner zum Kurfürsten bringen und dann sehen, daß man nach Ihm herausschickt." Ehe der Kurier zu antworten vermochte, saß Peterl schon auf dem Gaul, hatte in einigen Sätzen Benoit erreicht, der von dem harten Schlage fast betäubt nur unsicher und langsam vorwärts kam. „Halt, Kerl", rief er ihm zu, indem er ihn am Kragen faßte, „die Tasche her, die Du gestohlen hast!"

Unfähig zu widerstehen, reichte Benoit sie hin, worauf Peterl sich den Riemen über den Hals und Nacken warf. „Noch einmal Halt!" rief er dann, als Benoit einen schwachen Versuch machte, den nahen Waldrand zu erreichen. „So ist's nicht gemeint, der

Herr geht auch mit! Wenn Er aber lebendig davonkommen will, so rath' ich Ihm, daß er keinen Muckser macht." Damit hob er ihn am Genick in die Höhe, warf ihn wie ein Felleisen quer vor sich über das Pferd und sprengte davon.

Fünftes Kapitel.

Eine Bauernhochzeit.

So stattlich und mächtig auch das neuerbaute Schloß zu Schleißheim über die vor seiner Höhe fast verschwindenden Blumenparterres, Springbrunnen und Standbilder zu seinen Füßen emporstieg, bot es doch nicht eigentlich einen schönen und erheiternden, sondern mehr einen ernsten und fast wehmüthigen Anblick, hervorgerufen durch die nächste Umgebung, die aus nichts als unabsehbaren Nadelforsten und noch endlosern Moosstrecken bestand. Es war, als wären die Zinnen der beiden Eckpavillons und die Terrassen zwischen beiden aus keinem andern Grund so hoch aufgethürmt, als um über die trostlose nähere Umgebung hinwegzuschauen und sich zu überzeugen, daß jenseits derselben noch eine andere Welt und Natur

bestehe, und den Blick auf der fernen Umkreisung der Berge auszuruhen zu lassen, fest und ruhig wie diese. Der Hang zu träumerisch schwärmender Einsamkeit hatte in dem frommen Herzog Wilhelm zuerst den Gedanken hervorgerufen, sich in dieser öden, sumpfigen Waldebene anzubauen und für die Andacht und Ruhe nach fröhlichem Waidwerk sich einen stillen, beschaulichen Zufluchtsort zu schaffen. Die schöne savoyische Adelheid, die Gattin seines Enkels Ferdinand Maria, hatte in der ländlichen Zurückgezogenheit des kleinen Schlößchens einen geeigneten Raum gefunden für die Ausübung der schönen Künste, welche sie so sehr liebte und pflegte; das Gebäude erweiterte sich immer mehr, um Platz zu geben für die Hofconcerte, in welchen die ersten Virtuosen Welschlands sich vor den Auserwählten des bayerischen Hofes hören und bewundern ließen, und um jene Sammlungen von Gemälden aufzunehmen, welche immer reicher und kostbarer die Wände und Gänge zu schmücken begannen. Als ihm mit Adelheid die Freude des Lebens genommen war, wie einer Pflanze, welcher der Herztrieb ausgebrochen ist, blieb Ferdinand Maria in Schleißheim, das er liebte um der Erinnerung willen, und verschloß sich darin bis an sein baldiges Ende, von melancholischer Trauer und Sehnsucht gefesselt. Erst sein Sohn, der Pracht und Glanz liebende Jüngling,

hatte das Schloß nach größern Maßen und in den schmuckreichen Verhältnissen neuerstandener französischer Baukunst herstellen lassen; aber auch in dieser Vergrößerung und Verschönerung behielt das neue Schloß etwas Schweigsames und Klösterliches, das von außen eine ernste Miene zeigte, um sich nach innen desto heiterer zu entfalten. Blieb der Blick des Vorbeiwandernden nur leichthin gefesselt, so harrte des Eintretenden eine desto größere Ueberraschung. In heiterer Pracht, hoch, hell und anmuthig, wie der Eingang in ein wiedergefundenes Paradies, umfing ihn die herrliche Eingangshalle, getragen und umgeben von Säulen aus rothem Marmor und grünem Porphyr, und die breiten, herrlichen Marmortreppen winkten hinauf in die luftigen, goldschimmernden Säle, an deren Wänden von Beich's kunstvollem Pinsel in großen Oelbildern die Türkenschlachten und Siege Max Emanuel's verherrlicht waren, in die unabsehbaren Gallerien und die Reihe von Prunkgemächern, von denen das folgende immer das vorausgegangene an Reichthum und geschmackvoller Pracht übertraf. Am Ende der Halle, unter den Bogen und Säulen hindurch öffnete sich der Ausblick in den Garten, wie in ein Zauberland, in ein zur Wirklichkeit gewordenes erträumtes Feenmärchen. Breite schimmernde Wege führten von der

Terrasse zwischen grünen Gehegen und leuchtenden Blumenbeeten an mächtigen, mit Marmorrändern eingefaßten und mit Statuen geschmückten Wasserbecken hin, hinter welchen über einer gleichmäßig ansteigenden Anhöhe ein künstlicher Wald der herrlichsten, ältesten Bäume seine Kronen erhob, durchschnitten von einem breiten, stillfließenden Kanal, welcher sich in seiner ganzen Breite wie ein riesiger Spiegel zu den Bassins niedersenkte, während an dessen Ende und zwischen den Baumwipfeln hindurch das kleine Schlößchen Lustheim in weiter Ferne freundlich hervorschimmerte, um als wirksames Gegenstück Bild und Aussicht anmuthig abzurunden und zu schließen. Zu beiden Seiten streckte sich wie ein lebender Gürtel der Wald dahin, von anmuthigen Wegen durchschlungen, geschmückt mit Ruhesitzen und Brunnen, Standbildern und Aussichtsplätzen und zu einem lieblichen Labyrinth umgeschaffen, aus welchem die Rückkehr leichter zu finden war, als sie wohl gefunden werden wollte.

Für den festlichen Abend waren Schloß, Garten und Park so eingerichtet, daß die Gäste sich in die Nähe eines großen schönen Dorfes versetzt glaubten. Ueber den Baumwipfeln stieg ein stattlicher Kirchthurm empor, so trefflich gemalt, daß er dem Auge nicht minder vollendete Täuschung gewährte als die Dächer,

Giebel und Laubengänge der Bauerhäuser, welche hier und da in dem Gebüsch angebracht waren, das Bild zu vollenden. Die Bogengänge zu beiden Seiten des Mittelpavillons waren vollends in hölzerne Bauerhäuser umgewandelt, von der Art, wie sie in den nahen bayerischen Bergen heimisch und üblich sind. Die Terrasse in der Mitte aber, welche die beiden Flügel fortsetzte und verband, sah sich wie der offene Vorplatz eines ländlichen Wirthshauses an; am Giebel schwankte, von einem grünen Kranz mit flatternden Bändern eingefaßt, das geheimnißvolle Fünfeck, das zur Einkehr ladet, und drunter prangte auf stattlichem Schilde der aufsteigende Löwe mit geringeltem Doppelschweife, gereckter Zunge und mit der Inschrift: Zum bayerischen Löwen. Hier war die eigentliche Hochzeitstafel gedeckt, ein langer, sehr schmaler Tisch, mit grobem, rothbefranstem Linnentuche bedeckt und zu beiden Seiten von derben dreibeinigen Holzstühlen umgeben, vor deren jedem ein Gedeck stand: ein hölzerner Teller sammt blechernem Löffel, Messer und Gabel mit schwarzem Horn oder Holzheft und davor zur einen Seite der behäbige Maßkrug aus grauem Steingut und mit silberblankem Zinnbeschlag, zur andern Seite ein irdenes Henkelkrüglein, wie sie in den Bettelklöstern üblich waren für den Wein. Die von der Terrasse in das

Schloß führenden Thüren waren verhangen und versteckt, die mittlere aber zu einer Schenke umgestaltet, wo nach bäuerischem Brauch das Hochzeitsbier in Fässern aufgestapelt war und nur der kundigen Hand und der Gäste wartete. Eine Schranke schloß den Raum gegen die Gäste ab, um Wirth und Wirthin vor dem Andrang zu schützen. In der Schenke stand Kurfürst Max Emanuel in der Tracht eines oberbayerischen Bauernwirthes, die grüne Schlegelkappe auf dem Lockenkopfe, in kurzen Lederhosen, rother Weste, blauen Strümpfen und weißer Schürze — ein wunderlicher Anblick; denn Geberde, Haltung und Miene des Fürsten widersprachen dem Anzug, in dem er sich übrigens sehr zu gefallen schien und unter lustigem Lachen am Hahn und Spunde die Handgriffe des Aufspundens und Anzapfens vorbereitend einübte. Denn darin bestand ein Hauptscherz des ganzen Festes, daß der Kurfürst bei der Ankunft des Hochzeitszuges das Faß selbst öffnete, das erste Glas selbst füllte und es dem Brautpaare kredenzte, worauf dann die als Kellner und Hausknechte verkleideten Hofherren dasselbe Geschäft bei den übrigen Gästen übernahmen. Aehnlich war das Geschäft der Wirthin, welche Fleisch, Brod und Wurst auf mächtigen Schüsseln aufgethürmt vor sich stehen hatte, um vor dem Brautpaare Laib und Braten

anzuschneiden und ihm die ersten Bissen zu überreichen. Die heitere Gabe war wohl noch niemals von einer anmuthigern Wirthin gespendet worden, als von Maria Antonia der Kurfürstin, welche in dem ländlichen Anzuge — schwarzem Mieder, weißer Schürze und goldverbrämter Pelzhaube — um so bezaubernder aussah, als eine freudige Stimmung ihr sonst farbloses Antlitz mit einem leichten Rosentone überhaucht hatte. Geistreiche Heiterkeit strahlte aus ihrem Blick, sodaß selbst Kanzler Prielmaier sie mit Wohlgefallen betrachtete, obwohl er, weil durchaus Niemand ohne Verkleidung erscheinen durfte, in dem Gewand eines Dorfschulmeisters, das er gewählt hatte, noch ernsthafter und griesgrämiger aussah als sonst.

Ein einziges Mal flog ein kleines Wölkchen über die anmuthige Stirn, als der Kammerdiener Arnold in Jägertracht erschien, um von Seiner Durchlaucht Befehl einzuholen, wann derselbe nach dem Empfang den Wirthsanzug abzulegen und mit einer andern Verkleidung zu vertauschen geruhen wolle. Es wollte der Kurfürstin bedünken, als ob der Kammerdiener besondern Nachdruck darauf lege, daß die Umkleidung in dem kleinen Schlößchen Lustheim zurecht gemacht sei; sie fand das zu weit entlegen und zu unbequem. „Das ist eine ungeschickte Anordnung“, sagte sie. „Er fängt

an, sehr alt zu werden. Laß Er die Kleider nur in einem der nächsten Gemächer bereit halten!" Die Fürstin hatte zum Glücke nicht Zeit, sich dem widrigen Eindruck hinzugeben, denn aus der Ferne schmetterten bereits die Trompeten des Hochzeitsreigens, die dumpfen Töne der Baßgeigen mischten sich darein und die hellern von Pfeifen und Schalmeien verkündeten lustig das Herannahen des Brautzugs. Voran marschirten die Musikanten im Bauerngewand, den Trompeter an der Spitze; es war Pundion, der in der besten Laune seine Trompete so herzhaft blies, als ginge es nicht zum Hochzeitsschmause, sondern mitten hinein in die Türkenschlacht. Dann kam der Hochzeitlader mit dem bebänderten Stocke, dem mächtigen Blumenstrauß im Knopfloch und auf dem Hut, dann das Brautpaar, ein Cavalier und eine junge Dame, welche durch das Loos bestimmt waren, für den Abend die Rolle von Hochzeiter und Hochzeiterin zu spielen; nach alter Landessitte vom Brautvater und der Ehrenmutter, von den Kränzeljungfern und Mantelträgern umringt, welche, wie jene der Braut, dem Bräutigam das Ehrengeleite gaben. Dann schlossen sich paarweise alle Einwohner, alle Beschäftigungen und Gewerbe an, die in einem Dorfe und unter Bauern vorzukommen pflegen; Schuster und Weber, Schmied und Bader fehlten so wenig als

die lustigen Schneider, alle selbstverständlich in sinniger, launiger Weise mit den Zeichen ihrer Gewerke geschmückt. Den Schluß bildeten die eigentlichen Hochzeitsgäste, sämmtlich dem Bauernstande angehörend, aber aus den verschiedensten Ländern der Erde herbeigekommen, um dem jungen Paare und dem gastlichen Hause die Ehre zu erweisen. Hier war vollauf Gelegenheit gegeben, sowohl Phantasie und Geschmack zu entwickeln, als Pracht und Reichthum zu zeigen, und die edlen Geschlechter des Landes, die Grafen Tattenbach, die Fugger, Leyden, Spaur und Salern, wie die Freiherren von Leublfing, die Muggenthal, Weichs, Fraunhofen und Perfall wetteiferten, in den schönsten, kostbarsten und seltensten Bauerntrachten zu erscheinen, unter welchen der Spitzhut und die Jacke der einheimischen Bergbewohner am Schliersee ebenso wohl vertreten war als der grüne Rock der einsamen Jachenau oder der hochrothe aus der Kornkammer von Straubing. Da kamen der normannische und provenzalische Bauer wie der aus der römischen Campagna, der Winzer vom Rhein und der Hirte aus den schottischen Bergen und vom irischen Haideland, der behäbige Schweizer, der mannhafte Tiroler und der zierliche Bergamaske; sogar ein paar braune, halbnackte Aegypter welche in dem Nilschlamme ihre raschen Saaten streuten,

hatten sich eingefunden, um zu zeigen, wieweit Ruf und Ruhm des gastlichen Hauses gedrungen.

Farbenreich, schimmernd und blendend schritt der kaum endende Zug über die Terrasse, Wirth und Wirthin begrüßend, an ihnen vorüber, um die bestimmten Plätze an den langen, gedeckten Tafeln einzunehmen, welche auch an den Längsseiten des Pavillons aufgestellt waren, während an der Mitteltafel auf der Terrasse selbst die eigentliche engere Hochzeitsgesellschaft mit Wirth und Wirthin ihre Stelle fand. Ein lauter Ruf und ein Lachen der allgemeinsten Fröhlichkeit empfing das erste Gericht, welches streng nach ländlicher Sitte aus einer Schüssel Sauerkraut, dem sogenannten Ehrenkraut, bestand und welchem dann das ganze übrige Essen nach dem bäuerischen Speisezettel sich anschloß von der Nudelsuppe und den Bratwürsten bis zu den Kücheln und dem unvermeidlichen Schweinebraten. Dazu spendete der Hahn am Fasse reichlich seine Gabe, und insgeheim füllten sich die unscheinbaren irdenen Krügelchen mit den edelsten Weinen, wenn auch, um den Eindruck nicht zu stören, nirgends Flaschen und Gläser den Tisch entstellen durften. Der Kurfürst als Wirth brachte die Gesundheit der Braut aus und die Kurfürstin erwies dem Bräutigam die gleiche Ehre' das Brautpaar aber erwiderte mit einem dreimaligen

Lebehoch auf den edlen Wirth und die schöne Wirthin zum bayerischen Löwen, und jedesmal schmetterte und wetterte der Tusch der Bauernmusikanten und das Vivatrufen so lustig hinein, daß es weit hinaus erscholl, über das Schloß hinweg und hinaus in den dunkelnden Wald und die schweigenden Moorstrecken, in deren Gewässern sich schon der in tiefer Goldglut verglimmende Abendhimmel zu spiegeln begann.

Mitten im Mahle erschien ein verwunderter Lakai und meldete, draußen stehe der Stadtrath Millauer von München mit seiner Ehehälfte und verlange sogleich zur Frau Kurfürstin gelassen zu werden.

„Willkommen“, rief diese. „Führt die Leute sogleich herein! Es sind die Gäste“, fuhr sie, zu ihrem Gemahl gewendet, fort, „die ich mir als Wirthin zur Bauernhochzeit geladen habe. Ich habe mir einen Scherz mit ihnen ausgedacht; mein türkisches Pflegetöchterchen soll heute meine Dienerin sein!“ Und ehe der etwas verwunderte Kurfürst zu erwidern vermochte, standen die Betroffenen bereits vor der glänzenden Gesellschaft und vor der Fürstin, welche sie überrascht mit der Frage nach dem vermißten Pflegling empfing und noch überraschter aus den unzusammenhängenden, ängstlich hervorgestammelten Worten das Vorgefallene entnahm. So kühn Herr und Frau Millauer in Gedanken

gewesen und sich's zurecht gelegt hatten, wie sie von der Leber weg reden wollten, wenn sie vor den fürstlichen Personen stünden, so sehr war dennoch beiden der Muth in den Brunnen gefallen, und ihre Angst und Verworrenheit stieg desto mehr, je sichtbarer in den Mienen der Kurfürstin zu lesen war, daß die Nachricht von Zuleima's Verschwinden sie nicht blos mit Verdruß, sondern mit offenbarer Entrüstung erfüllte. Umsonst versuchte Max Emanuel sie damit zu beruhigen, das Mädchen könne unmöglich weit gekommen sein und werde wohl bald wieder aufgefunden sein. sie konnte und wollte ihren Zorn nicht verbergen; sie erhob sich von der Tafel und trat mit den Eheleuten und ihrem Gatten beiseite. „Man hoffe nicht mich zu täuschen", unterbrach sie dieselben, „und mich durch falsche Vorspiegelungen irre leiten zu wollen! Das Mädchen hat recht gethan, wenn es aus einem Hause entfloh, wo ihm Gewalt angethan werden wollte; wenn ich so glücklich bin, sie wiederzusehen, soll sie mir erzählen, was man ihr zu Leide gethan, und dann werde ich ein Wörtchen mit dem Hochmuth reden, dem mein Pflegekind zu gering gewesen zur Schwiegertochter. Nimmer aber werde ich glauben, daß sie sich selbst verborgen hält, nein, sie wird irgendwo mit Gewalt zurückgehalten! Sie ist offenbar irgend einem Räuber in

die Hände gefallen, einem jener Wüstlinge, die ihr schon früher nachgestellt! Ich erwarte von Ihnen, mein Herr und Gemahl", rief sie Max Emanuel zu, der im Bewußtsein seiner Unschuld sehr gelassen zuhörte, „daß sogleich die strengste Nachforschung nach dem Mädchen angestellt werde! Lassen Sie Untersuchung gegen die Schuldigen einleiten, und wehe ihnen, wenn sie entdeckt sind, sie sollen der verdienten, der strengsten Strafe nicht entgehen! Senden Sie noch in diesem Augenblick Eilboten in die Stadt! Man soll Alles durchsuchen und alle Straßen verfolgen, welche sie gegangen sein kann! Ich erwarte das von Eurer Liebden und fordere es als einen Beweis Ihrer Liebe und" — setzte sie leise mit flammenden Augen hinzu — „Ihrer eigenen Unschuld."

Max Emanuel zögerte nicht, dem Wunsche zu entsprechen, theils um sich selbst zu rechtfertigen, theils auch um die Unterbrechung seines Festes so rasch als möglich zu beseitigen. Prielmaier wurde mit Millauer in die Schenke geschickt, um die nähern Umstände zu erheben und dann sofort durch reitende Boten nach allen Himmelsgegenden die nöthigen Befehle tragen zu lassen. Der Kurfürst bat Maria Antonia, durch den bedauerlichen Vorfall, der sich gewiß befriedigend lösen werde, das Fest nicht trüben zu lassen, allein es schien in den

Gestirnen des Abends geschrieben zu sein, daß die Hochzeit auch darin ihrem Vorbild ähnlich sein solle, daß die nur gar zu gern vorkommende Aeußerung fessellosen Kraftgefühls oder etwas wie eine Prügelei nicht fehle. Kaum hatte man daran gedacht, wieder Platz zu nehmen, als vor dem Schlosse lautes Lärmen und Schreien hörbar wurde und, ehe Frage und Antwort gewechselt werden konnte, am Fuße der Treppe Peterl erschien, in der einen Hand die gerettete Kuriertasche emporhaltend, mit der andern Benoit am Halse nach sich schleppend. „Geht mir aus dem Wege, Ihr Kalfakter, oder ich nehm' einen von Euch und schlag' die andern damit nieder!" rief er den Bedienten zu, welche ihm den Zutritt wehren wollten. „Ich muß zum Kurfürsten und das auf der Stelle." Max Emanuel vernahm den Lärm und befahl, den Burschen vor ihn zu bringen; und Peterl, von allgemeinem Staunen empfangen, erzählte zu nicht geringer Ergötzung des Kurfürsten und der Gesellschaft, was vorgefallen war. „Und jetzt, Durchlaucht", schloß er treuherzig seinen Bericht, „jetzt sei halt so gut, schick' hinaus in den Wald und laß den armen Teufel hereinholen, der draußen liegt und nimmer vom Fleck kann! Kann sein, daß auch ein paar Türken dabei liegen, die das Aufstehen vergessen haben, aber die Taschen, Durchlaucht,

auf die sie's abg'sehn gehabt haben, die haben wir ihnen aus den Zähnen geräumt, und den Spitzbuben, der sie hat stehlen wollen, den bring' ich Dir auch."

„Das ist ja eine Fülle merkwürdiger Abenteuer!" rief Max Emanuel, indem er die Tasche öffnete, zugleich aber den Gefangenen näher ins Auge faßte, der mit zerrissenen Kleidern und blutender Stirn einen keineswegs festlichen Anblick gewährte. „Ist das nicht Monsieur Benoit, der Secretär des Marschalls von Villars? Wie kommt Er hierher in diesen unscheinbaren Kleidern und in solchem Zustande?"

„Durchlaucht", erwiderte der Agent keck, „ich fordere Genugthuung! Ich berufe mich darauf, daß ich mit Seiner Erlaucht dem Herrn Marschall von Villars in Ihr Land gekommen bin, ich gehöre zu seinem Personal und nehme das Recht der Gesandtschaft für mich in Anspruch. Es ist nichts als ein unbegreifliches, plumpes Mißverständniß, was mich in diese Lage bringt. Um an diesem Maskenfeste Theil zu nehmen, habe ich diese unscheinbare Kleidung gewählt; ich ging durch den Wald, sah, wie der Kurier Eurer Durchlaucht von Raubgesindel überfallen wurde, und sprang hinzu, ihm zu helfen. Dieser Tölpel allein ist schuld an Allem; er war dumm genug, mich für einen von den Räubern zu halten."

„Wart', ich geb' Dir den Tölpel!" rief Peterl und machte Miene, auf ihn loszufahren. „Wenn Du dem Reiter hast helfen wollen, Du Feinspinner, warum hast Du dann seinen Gaul an Zügel und Gebiß festgehalten und bist mit der Taschen davon? Aber meinetwegen; wenn man mir net glauben will, soll man ihn nur durchsuchen. Ich hab' g'sehen, daß er allerhand Schreiberei in der Taschen hat; da wird's wohl drin stehn, was er für ein Kalfakter ist!"

„Laßt sehen!" befahl der Kurfürst, während Benoit erbleichend erkannte, daß es unmöglich sei, sich länger zu verstellen, und den Dienern nicht wehrte, welche aus seiner Brusttasche mehrere Papiere hervorzogen und dem Fürsten übergaben. „Sieh da, der Schlüssel zu Unserer geheimen Chiffernschrift! Wir werden uns Auskunft erbitten, wie der in Seine Hände kam! Und hier ein Brief, dessen Handschrift ich kennen sollte! Sieh da, Herr Oheim von Leuchtenberg", fuhr er fort, indem er diesen herbeiwinkte und ihm das Blatt hinreichte. „Betrachten Sie einmal diese Züge und sagen Sie, ob Sie die Schrift nicht erkennen!"

Der Herzog von Leuchtenberg, als stattlicher Landförster gekleidet, warf einen flüchtigen Blick auf das Blatt und murmelte halblaut lesend: „„Die Wiener Depeschen, durch Zufall verspätet, gehen diesen Abend

zuverlässig ab und werden nach Schleißheim zur Unterschrift nachgeschickt. Der Kurier geht Schlag fünf Uhr ab." — Das ist schändliche Verrätherei!" rief er dann, „und die Handschrift kenne ich gar wohl! Es ist die Deines Geheimschreibers und Geheimschleichers Schmidt. So ist der alte Fuchs mit aller Schlauheit doch einmal ins Eisen gegangen, und ich habe doch Recht gehabt, daß er ein Judas ist. Du wirst sehen, Steffen, daß ich auch in dem Andern Recht habe, was ich Dir gesagt!"

„Hier ist noch mehr!" sagte Max Emanuel. „Blätter aus einem Taschenbuch und hier ein Schreiben aus Paris!" Er warf nur einen Blick hinein, erblaßte und erröthete und blickte dann, eine vernichtende Flamme des Zornes im Auge, auf den zerschmetterten Unterhändler, der bereits angefangen, des schlimmsten Ausgangs gewärtig zu sein. „Willkommener Fund", sagte er dann. „Das ist ja ein unschätzbares Blatt und kommt uns gerade zur rechten Zeit. Ihr habt Recht, Herr Oheim von Leuchtenberg, Ihr mit allen hier sollt es sogleich erfahren. Doch was ist hier? Ein Zettel mit türkischen Worten beschrieben! Ist Jemand hier, der ihn zu enträthseln vermag?"

Ein walachischer Bauer im Leinenkittel und weiten, befransten Beinkleidern trat vor; es war ein Reiterobersft, der im Ungarnkriege lange an der Türkengrenze

verwundet gelegen und dabei der Sprache wohl kundig geworden war. „Das ist ein sonderbarer Inhalt“, sagte er. „Es heißt: Die Rose ist schöner als die Nelke, und dann wieder: Bewahre sie, und: Sei mir gegrüßt!“

„Unsinn“, rief Max Emanuel. „Oder sollte sich ein anderer Sinn dahinter verbergen? Sollte es eine Art Geheimsprache sein? Wohlan! Monsieur Benoit, will Er etwas thun, was mich vielleicht zur Erleichterung Seines Schicksals bewegen könnte, so geb' Er mir die geheime Deutung dieser Worte!“

„Ich muß darauf verzichten“, entgegnete dieser finster. „Ich weiß nichts von diesem Zettel und weiß nicht, wie er in meine Tasche kam.“

„Da kann ich Durchlaucht aus dem Traum helfen“, sagte Millauer, der schon beim Beginn der Unterredung aufmerksam geworden und näher getreten war. Er erzählte, wie es sich mit den Zetteln und ihrer Verwechslung begeben, und überreichte den echten, den er in der Tasche seines braunen Rockes noch immer getreulich mit sich trug.

„Nun, das muß ich gestehen“, sagte Max Emanuel mit flüchtigem Lächeln, „mit der Türkenaufsicht scheine ich bei Ihm auch an den unrechten Mann gekommen zu sein! Er hat solche Neuigkeiten in der Tasche, statt sie mir zu melden! Aber was ist der Inhalt?“

„Es gilt", las der Oberst. „Halte Alles für heute Nacht in Bereitschaft und erwarte mich mit Deinen Gefährten in den Büschen der Isar gegen Osten; bringt Werkzeug und Seile mit, Ihr sollt den Khiaja-Pascha befreien und selber frei sein!"

„Also ein Complot mit den Türken zur Befreiung meines Gefangenen!" rief der Kurfürst. „Und vorgestern Morgen schon hat Er den Zettel gefunden, Millauer? Er ist mir ein feiner Aufseher und Rath, aber diesmal kann Er sich beim Zufall bedanken, daß er aus Seiner Ungeschicklichkeit doch noch etwas Gutes entstehen ließ. Das Vorhaben für jene Nacht ist vereitelt. Für heute aber wollen wir schon Fürsorge treffen! Habt die Güte, Herr Oheim von Leuchtenberg, und laßt einen Boten abgehen, um den Thurm des Pascha bewachen zu lassen! Morgen, wenn wir in die Stadt zurückkehren, wollen wir das Weitere untersuchen und sorgen, daß Jedem sein Recht zu Theil werde! Für jetzt aber sei das Vergnügen des Festes nicht länger gestört, die Abenddämmerung ist da, mit ihr der Augenblick zu Gartenbeleuchtung und Feuerwerk. Man lasse den Zug sich aufstellen! Wir werden uns rasch umgekleidet haben, um dann wieder am Feste Theil zu nehmen."

Während all dies im Schlosse vorging, hatte Benno

außerhalb desselben keinen Augenblick unbenutzt gelassen, um Zuleima's Spur zu entdecken. Er hatte zuerst auf der Schwaige eingesprochen, sich jedoch bald überzeugt, daß die Gesuchte dort nicht zu finden war; je mehr er sich den ganzen Vorfall überdachte, desto gewisser erschien es ihm, daß die gewaltsam Weggebrachte wirklich Zuleima sein mußte, daß sie irgendwo in der Nähe verborgen gehalten werde. Es galt daher vor allem zu erfahren, ob der Wagen, welcher noch vor Tagesanbruch durch den Wald gefahren und von Peterl bemerkt worden, nicht auch in der Umgebung gesehen worden war und welche Richtung er allenfalls genommen. Darüber nachsinnend schritt er zwischen den fürstlichen Stallungen und Wagenscheunen hin und gewahrte eine Kalesche, an welcher ein Knecht unter lautem Schelten und Fluchen eben die Pferde anschirrte.

„Weißt Du nicht, guter Freund“, redete ihn Benno an, um einen Vorwand zu einem Gespräch zu haben, „wo das Pferd des jungen Chevaliers Saint-Maurice eingestellt ist?“

„Nein“, sagte der Kutscher ärgerlich. „Wenn's der Herr wissen will, kann er selber suchen!“

„Nun, warum bist Du so ungehalten?“ fragte Benno wieder. „Willst Du jetzt noch in die Stadt zurückfahren? Weshalb?“

„Was weiß ich!“ entgegnete der Knecht. „Drinnen im Schloß soll der Teufel los sein! Es ist allerhand verdächtiges Zeug aufgekommen, sagen sie, von den Türken und Franzosen — was weiß ich! Aber an unsereinem geht's wieder aus. Nun muß ich bei sinkender Nacht noch einspannen und einen Kurier in die Stadt fahren.“

„Ich begreife. Du hast Dich wohl auch schon auf das Fest gefreut und was davon abfällt?“ entgegnete Benno vorsichtig ausforschend.

„Freilich, Herr!“ antwortete der Knecht, indem er sich anschickte, den Kutschbock zu besteigen. „Aber noch mehr ist mir um meinen Handgaul da! Dem hätt's wohlgethan, wenn er bis morgen hätt' rasten können — er geht krumm. Ist auch kein Wunder, wenn man bei Nacht den schlechten Waldweg fahren muß.“

„Bei Nacht?“ entgegnete Benno, welchem vor Erregung der Athem stockte. „So warst Du schon so früh unterwegs? Dann bist Du wohl derjenige, den ich suche“, setzte er lauernd hinzu, „dem ich diesen Beutel voll Zwanziger übergeben soll?“

„Einen Beutel voll Zwanziger? Mir?“ sagte der Bursche, der auf einmal, so sehr er zuvor geeilt hatte, die anziehenden Pferde eifrig zurückhielt. „Wegen was denn?“

„Es ist Alles glücklich von statten gegangen", sagte Benno mit wichtiger Miene. „Hier ist also Deine Belohnung; Du wirst wohl wissen, wen Du gefahren hast!"

„Also ist's deswegen?" sagte der Bursche. „Na, freut mich, wenn's gut gegangen ist. Die Jungfer hat wohl ein bissel wild gethan, aber sie wird schon klein beigegeben haben, das kennt man schon! Ich hab' es aber auch schlau gemacht, kein Christenmensch hat uns gesehen!"

„Bist Du dessen aber auch ganz gewiß?" fragte Benno.

„Ich lass' mich aufhängen, wenn einer von der G'schicht' was g'merkt hat — es ist mir ja auf die Seel' gebunden gewesen. Ich bin gleich außer dem Wald vom Wege seitab übers Moos hingefahren, bis wo die Gartenmauer ein End' hat und wo das andere, kleine Schlößl liegt. Dort sind sie ausgestiegen und zum Thürlein hinein."

„Wer?" preßte Benno hervor.

„Nun, das Mädel und der Herr Kammerdiener."

„Was sagst Du? Der Kammerdiener? Welcher Kammerdiener?"

„Nun, das wird der Herr doch wissen, wenn er mir das Geld von ihm zu bringen hat!" sagte der Knecht verwundert.

„Freilich, freilich. Du hast Deine Sache gut gemacht. „Ich wollte mich nur überzeugen, ob Du wirklich der Rechte bist!“ rief Benno, indem er, weitern Fragen zu entgehen, hastig zwischen den Ställen verschwand.

Bedenklich sah ihm der Kutscher in das Dunkel nach und kratzte sich hinter den Ohren. „Jetzt weiß ich nicht, ob ich nicht doch eine Dummheit gemacht habe“, sagte er. „Auf einmal kommt's mir vor, als wenn mich der nur ausgefragt hätt'. Es wär' am Ende gescheidter, wenn ich nochmal heruntersteigen und den Herr Kammerdiener aufsuchen thät', aber dann müßt' ich vielleicht mit dem Beutel voll Zwanziger wieder herausrücken.“ Seine Ueberlegung wurde durch den dringenden Mahnruf derer, welche er fahren sollte, unterbrochen. „Meinetwegen“, sagte er, indem er auf die Pferde loshieb. „Der Herr Kammerdiener wird sich schon herauswickeln; das ist seine Sach'. Was er mir gegeben hat, das kann er mir doch nicht mehr nehmen, und den Beutel mit Silberzwanzigern, den hab' ich auch.“

Ohne Aufenthalt, völlig unbemerkt, hatte Benno indessen die Parkwand erreicht und war, von der Nacht verdeckt, längs derselben fortgeschlüpft. Es kam ihm vor, als wolle sich der weißgraue Mauerstreifen ins

Unendliche ausdehnen; eine Ewigkeit schien ihm zu vergehen, bis das Thürchen in demselben erreicht war. Unweit davon ging die Mauer zu Ende und bildete eine Ecke, indem sie, den Kanal überbauend, den festen Boden wie das Wasser abschloß und hier wie dort jedes Eindringen unmöglich machte. Vergebens rüttelte Benno an der Thür, die trotz alles Aufwands von Kraft nicht weichen wollte; obwohl vom Schlosse her durch die lichtbeschienenen Bäume die rauschende Festmusik ertönte, wagte er doch nicht, Gewalt zu brauchen, um nicht Lärm zu verursachen und allenfalls die Späher oder Wächter herbeizulocken. Dennoch brachte der Lichtschein in den Bäumen ihn auf den richtigen Weg. Es gelang ihm, an der Wand angestemmt, einige Fuß emporzuklettern und dann im kühnen Schwung und Sprung den Ast einer mächtigen Buche zu fassen, welcher die Parkmauer überragte. In wenigen Augenblicken stand er jetzt auf der Mauer und sprang in den finstern Garten hinunter, wo er sich dann vorsichtig schlüpfend durch die Gebüsche tastete. Es währte nicht lange, so schlug ihm plötzliche Helle entgegen; er stand am Kanal, dem Schlößlein Lustheim gegenüber, welches zwischen den nächtlichen schwarzen Baumwipfeln bleich und geisterhaft hervorsah. Durch die Ritzen in den Fensterläden des Erdgeschosses blinkte Lichtschein matt

und röthlich wie aus einem verweinten Augenpaar. Behutsam schritt er näher und überzeugte sich bald, daß der Aufseher des Gebäudes nicht zugegen war; der Mann hatte dem Zuge der Neugier nicht zu widerstehen vermocht und stand etwa hundert Schritte davon am Gestade des Wassers gegen Schleißheim hingewendet, sodaß er nicht gewahren konnte, was hinter seinem Rücken vorging. Behutsam, lautlos am Boden dahingleitend, kam Benno unter dem Fenster an, in welchem der Lichtschein zu gewahren war. Hier mußte Zuleima sich befinden. Er horchte mit angestrengter Aufmerksamkeit und erzitterte bis in den Grund seiner Seele — er täuschte sich nicht, aus dem Gemach klangen befremdliche Töne, er glaubte wirklich einen Laut wie leises Weinen und verhaltenes Schluchzen zu hören. Mit gehemmtem Athem pochte er leise an den Laden. Im Augenblick verstummte drinnen das Geräusch. Wie sollte er sich zu erkennen geben? Welches Zeichen sollte er wählen, seine Gegenwart kund zu thun? Da klangen in seinem Herzen die drei Worte wieder, die seit der ersten Begegnung mit Zuleima ihm eine Art Wahrzeichen geworden waren. War es wirklich Zuleima, die sich in dem Gemache befand, so mußte sie dieselben verstehen und mußte wissen, daß nur er es sein konnte, der ihr dieselben zurief. Er pochte wieder und mit

gedrückter, aber wohlverständlicher Stimme flüsterte er in den Spalt: „Gül karefildan daha güzel Dir.“ Ein Aufschrei des Entzückens antwortete aus dem Gemache, er hörte, wie eine Hand von innen hastig an den Läden herumtastete und sie zu öffnen suchte, und Zuleima's geliebte Stimme flüsterte ihm ein ängstliches „Kaldir“ entgegen. Mehr bedurfte es nicht; mit der Glut und Kraft des Fiebers hatte Benno in wenigen Augenblicken die Läden gebrochen, die für solche Gewalt wohl nicht berechnet sein mochten; sie krachten unter seinen Armen zu Boden. Im nächsten Augenblick öffnete sich das Fenster. Zuleima schwang sich hinaus und ruhte wortlos in seinem Arme. „Sefe geldiniz“, hauchte sie leise und sank ihm an die Schulter, als ob eine Ohnmacht ihre Sinne umschleierte.

Bald hatte sein Zuruf und die Mahnung sie ermuntert, wie sehr die Gefahr, entdeckt zu werden, sie von allen Seiten umgebe, wie es vor allem darauf ankomme, noch vor Tagesanbruch aus dem Garten zu kommen und ein Versteck zu erreichen, in welchem kein Verfolger sie zu entdecken vermöchte. Wenige Worte hatten für Zuleima genügt, Benno die Geschichte ihrer Gefangenhaltung und Entführung zu erzählen; es war nicht schwer zu errathen, von wem sie ausgegangen, zumal für Zuleima, welche wohl ihres

goldenen Kleinods und des Cavaliers gedachte, der es ihr geraubt.

Hand in Hand, lautlos schlüpften sie durch die Gebüsche, behutsam jedes Geräusch vermeidend und jedem Wege ausweichend, der sie auf eine Lichtung oder gegen die Gesellschaft und das Schloß hin führen könnte. „Hier scheint der Garten zu Ende zu sein", flüsterte Benno nach einer Weile. „Hier glaube ich die Mauer zu gewahren; es wird und muß gelingen, sie zu übersteigen. Ich hebe Dich hinauf, Geliebte, und folge Dir nach; sind wir erst drüben, dann sind wir gerettet, sind frei, dann soll kein Hinderniß mehr sich in unsern Weg stellen, keine Gewalt der Erde soll uns fürder trennen."

Gebückt schlüpften sie unter der mächtigen Taxushecke hindurch und richteten sich auf, aber was sie im Dunkeln für eine Mauer gehalten, war das in der Nacht grau scheinende Wasser des Kanals — sie standen auf freier Terrasse, gerade über dem Garten, unmittelbar dem Schlosse gegenüber. Im nämlichen Augenblick stiegen von allen Seiten blitzende Raketen in die blaue Sternennacht empor, bengalische Feuer loderten von allen Seiten auf und von ihrem rothen Scheine magisch umflossen und wie verklärt stand das Paar, das sich, unfähig, zu fliehen, und zum Tode erschrocken,

fest aneinander schmiegte, dem ganzen versammelten Hofe gegenüber, welcher am Fuße des Hügels das Prachtschauspiel des Feuerwerks erwartete.

Ein augenblickliches Schweigen lag auf der nicht minder überraschten Versammlung; dann brach von allen Seiten lautes Rufen, Lachen und Händeklatschen los und begrüßte als köstliche Zugabe das unerwartete Schauspiel des ertappten Liebespärchens. Bald hinuntergerufen, sanken beide vor dem Kurfürsten und der gütigen Herrin in die Kniee.

„Sieh da, da ist ja unser Flüchtling recht unvermuthet wiedergefunden“, sagte Max Emanuel; „aber die schöne Türkin hat sich, wie ich sehe, in eine noch schönere Münchnerin verwandelt!“

„Sei mir willkommen!“ unterbrach ihn die Kurfürstin, welche Zuleima mit hoher Freude begrüßte. „Sei mir willkommen, meine liebe, gerettete, nun doppelt liebe Tochter. Ich will nicht fragen, wie Du hierher gekommen, ich will glauben, daß Du hierher geflohen bist, um meinen Beistand zu suchen, und der soll Dir auch werden! Er ist wohl“, fuhr sie gegen Benno gewendet fort, „der junge Mann, der meine kleine Türkin liebt? Bekenne Er nur! Er ist wohl auch der Entführer gewesen?“

In Benno's Gemüth dämmerte eine Ahnung des

wahren Sachverhalts; er sah, mit welcher Spannung Maria Antonia's Augen auf ihm ruhten; er begriff, was von seiner Antwort abhing, und indem er sich nochmals ehrerbietig auf ein Knie niederließ, rief er laut: „Ja, Durchlaucht, ich bekenne mich schuldig, es war meine Absicht, Zuleima für mich in Sicherheit zu bringen. Strafen Sie mich dafür!"

„Nun denn", sagte die Kurfürstin erheiterten Angesichts, indem sie Zuleima an der Hand faßte und ihm entgegenführte, „ich will's gnädig mit Ihm machen, hier hat Er Seine Strafe. Ich will Pathin sein bei ihrer Taufe, und wenn dann aus der türkischen Zuleima eine fromme, christliche Maria geworden ist, soll Er sie zum Altar führen!"

„O wie überglücklich machen mich Durchlaucht!" rief Benno, während Zuleima ihr erröthendes Antlitz auf die Hand der milden Herrin niederbeugte.

„Das will ich hoffen", erwiderte die Fürstin. „Ich rathe Ihm, daß Er das Mädel lieb hat, sie glücklich macht und ihr treu bleibt; sonst hat Er es mit mir zu thun."

„Mein ganzes Leben soll nur ihr und ihrem Glücke gehören!" erwiderte Benno, indem er in der Freude seines Herzens die andere Hand der Kurfürstin ergriff und eifrig küßte.

„Schon gut, laß Er nur!“ sagte die Kurfürstin lächelnd. „Ich glaube schon, daß es Ihm Ernst ist. Was meinen Eure Liebden?“ fragte sie halbleise ihren Gatten. „Wird er sein Wort auch halten? Aber sehen Sie doch!“ unterbrach sie sich, ehe Max Emanuel eine Antwort gefunden auf die inhaltschwere, beziehungsreiche Frage. Sie deutete auf den Kammerdiener Arnold, der in der bestimmten Aussicht, seine Anschläge jetzt völlig entdeckt zu sehen, alle Fassung verloren hatte und zitternd, todtenbleich in der Nähe stand. „Ihr Kammerdiener scheint krank zu sein. Der Mann ist wirklich zu alt für diesen Dienst; lassen Sie es meine Sorge sein, Eurer Liebden einen recht treuen Diener auszusuchen, und, nicht wahr, Eure Liebden gönnen dem alten Mann die verdiente Ruhe?“

„O gewiß, er mag in Gnaden entlassen sein!“ entgegnete Max Emanuel, der den ganzen Auftritt verwundert und mit einiger Beklemmung beobachtet hatte, während eine Ahnung des Zusammenhangs in ihm aufstieg.

„Wie soll es aber mit meinem Schützling werden?“ begann Maria Antonia wieder. „Soll sie ganz leer ausgehen, da Eure Liebden doch einmal so geneigt sind, Gnaden zu ertheilen?“

„Das soll sie nicht!“ war Max Emanuel's verbind-

liche Antwort. „Ich werde dem jungen Mann eine einträgliche Stelle an meinem Hofe geben.“

„Am Hofe?“ flüsterte ihm die Fürstin zu, indem sie ein eigenthümlich reizendes Lächeln, das ihren Mund umspielte, halb hinter ihrem Fächer verbarg. „Das dächte ich doch nicht, mein Herr und Gemahl, am Hofe möchte die schöne Türkin zu vielen Gefahren ausgesetzt sein. Ich denke, eine schöne ländliche Zurückgezogenheit würde für ein junges liebendes Paar viel ersprießlicher und angenehmer sein.“

„Eure Liebden haben immer Recht“, entgegnete Max Emanuel, indem er ihre Hand ergriff und mit ritterlicher Artigkeit an den Mund führte. „Ich besinne mich so eben, daß auf meinem Schlosse zu Starnberg die Stelle des Kastners und Rentmeisters erledigt ist; die soll er haben! Dort ist doch wohl hinreichend für die ländliche Zurückgezogenheit des Pärchens gesorgt?“

„Wir wollen sehen“, erwiderte die Kurfürstin freundlich. Benno aber trat in überströmender Freude vor und rief: „Wie soll ich Durchlaucht für so große Gnade danken! Ich will's zeigen, daß ich es erkenne, und will ein tüchtiger Kastner sein, aber werden Durchlaucht mich nicht für zudringlich halten, wenn ich noch eine Bitte hinzufügen muß?“

„Noch eine Bitte? Der Posten dünkt Ihm nicht einträglich genug?"

„O was denken Durchlaucht von mir!" antwortete Benno. „Aber im Unglück habe ich meinem Leidensgefährten versprochen, daß ich im Glücke an ihn denken und auch für ihn sprechen will."

„Ja, wenn Er das versprochen hat", sagte Max Emanuel, „dann muß Er es auch halten. Wer ist denn Sein Leidensgefährte?"

„Hier dieser junge Mann, mein Freund Peterl, der tapfere Brauknecht", entgegnete Benno, indem er den Burschen heranwinkte, der unter der Dienerschaft bescheiden im Hintergrund stand. „Er war es, der mich von der mir bestimmten Braut befreite. Er liebt sie und hat sie sich wohl verdient; aber ihr Vater, der reiche Prügelbrauer, will sie ihm nicht geben, weil er arm und ein Findelkind ist."

„Nun", sagte der Kurfürst, „für den jungen Recken, der meinen Kurier so wacker herausgehauen hat, muß ich schon etwas Besonderes thun. Wenn meine Frau Gemahlin sich ein Töchterchen erkoren hat, will ich mir diesen zu meinem Söhnlein erkiesen, und wenn er seine Sache versteht, soll er Braumeister werden in meinem Hofbrauhause."

„Durchlaucht!" rief Peterl, der vor freudiger

Bestürzung auf beide Kniee niederplumpste. „Das ist ein gescheidter Gedanke, das soll Dich nicht reuen; ich will Dir ein Bier brauen, daß man schon nach der ersten Maß Sonne und Mond und alle Stern' am Firmament soll tanzen sehen!“

„Nun, nun“, lachte der Kurfürst, „versprech' Er nicht gar zu viel! Er weiß nicht, scheint es, was man in meinem lieben München vertragen kann! Aber was gibt es denn schon wieder?“ unterbrach er sich selbst. „Es scheint, das Fest soll wirklich zu einer Kette von Ueberraschungen werden.“

In der That wurden abermals von fern streitende Stimmen hörbar, und ein eilig herbeilaufender Diener meldete, ein Türke und ein Mädchen seien bei Nacht und Nebel von München bis Schleißheim gelaufen und bestünden mit aller Gewalt darauf, sogleich zu Seiner Durchlaucht gelassen zu werden.

„Noch ein Türke?“ rief der Kurfürst heiter. „Es scheint, diese Burschen bringen ein bischen Leben in mein stilles München! Was ist's denn? Was willst Du, Türke?“ rief er dem Birbaschi entgegen, welcher jetzt mit Stasi im Kreise der verwunderten Hofgesellschaft erschien und betroffen vor ihm stehen blieb. „Ah, Du kannst wohl nicht deutsch sprechen“, fuhr er fort. „Wir werden einen Dolmetscher nöthig haben.“

„Ach nein, Durchlaucht", rief die Köchin, „er hat nur keine Courage; er kann recht gut deutsch, er ist ja gar kein rechter Türk', sondern der Schustergeselle Blasius Bundschuh von Haidhausen, mein Hochzeiter, der mir vor zehn Jahren durchgebrannt ist!"

„Und den hat Sie sich glücklich wieder eingefangen?" lachte der Kurfürst. „Das nenn' ich ein treues Gedächtniß und eine ausdauernde Liebe! Und nun will Sie ihn wohl für immer behalten, und ich soll Ihr dazu behülflich sein, den Ungetreuen dazu zu zwingen?"

„Ach nein, Durchlaucht", rief Stasi. „Das ist es auch nicht! Der Blasi möcht' schon bleiben und mich heirathen; aber der Kanzleibot' von Eurer Durchlaucht, der Stelzenhuber — Durchlaucht werden ihn ja kennen — es ist der alte, garstige Mensch mit der rothen Nase —"

„Richtig", sagte Max Emanuel mit steigendem Vergnügen, „ich bin so glücklich, mich der rothen Nase zu entsinnen. Was ist's mit dem Manne?"

„Ja, ich kann gewiß und wahrhaftig nichts dafür", fuhr Stasi verschämt fort, „aber der schieche Ding, der Stelzenhuber hat sich in mich verliebt und ist mir nachgegangen, und weil ich ihn hab' abfahren lassen, hat er im Zorn den Blasi verklagt, und jetzt will ihn der Stadtrichter einsperren und will ihm den Proceß machen lassen, weil er ein Türk' worden ist.

Die Schergen haben ihn schon fangen wollen, drum sind wir auf und davon und noch in Nacht und Nebel herausgelaufen, damit Durchlaucht sich ins Mittel legen!"

„Daran hatte ich nicht gleich gedacht", sagte der Kurfürst. „Das ist allerdings ein schlimmer Handel, darauf steht schwere Strafe. Hast Du wirklich Deinen Glauben abgeschworen, Bursche?"

„Ach Gott, nein, es ist mir nicht eingefallen", rief Blasi wehmüthig. „Ich hab' das Gewand nur angezogen und den Bund aufgesetzt, damit mich die wüthigen Türken nicht gespießt haben. Wie ich aber einmal in dem Gewand gesteckt bin, hat mich kein Mensch weiter drum gefragt. Ich bin ein so guter Christ als zuvor, und ich will ja Alles, was ich gethan hab', gern abbüßen und die Stasi heirathen. Wenn Durchlaucht nur befehlen wollten, daß mir der Stadtrichter nichts thun darf, und wenn ich, damit ich doch nicht umsonst ein Türke gewesen bin, in der Stadt München ein Kaffeehaus aufrichten dürft'!"

„Meinetwegen", entgegnete der Kurfürst, „wenn Er Gäste bekommt, die den Kaffee trinken, will ich Ihm nicht zuwider sein. Nun, Eure Liebden", fuhr er fort, indem er der Kurfürstin den Arm reichte, „das Fest Ihres Schützlings verspricht ja immer statt-

licher zu werden. Wir wollen es auch mit aller Feierlichkeit begehen, und nach der Taufe der Türkin sollen die drei Paare zugleich an den Altar treten."

„Drei?" erwiderte die Kurfürstin. „Nach dem, was meine liebe Gräfin Eisenreich mir vertraut, wird wohl noch ein viertes Paar hinzukommen. Sie hat versprochen, sich heute Abend zwischen den beiden Cavalieren zu entscheiden, die sich um ihre Hand bewerben. Erhöhen Sie die Heiterkeit des Abends, Gräfin, indem ich Sie als Braut begrüßen darf, und verkünden Sie Ihre Wahl!"

„In der That", rief Max Emanuel, „an Abwechslung fehlt es uns heute nicht! Sie also sind die glücklichen Bewerber, meine Herren?" fragte er, als der Chevalier Saint-Maurice und der Freiherr von Haunsberg aus den Reihen der Hofherren hervortraten, während gegenüber das tieferröthende Fräulein an der Seite der Kurfürstin stand. „Ich muß gestehen", fuhr er fort, sie näher betrachtend, „die Herren habe gute Augen! Mir ist diese schöne Blume in meiner nächsten Nähe noch gar nicht aufgefallen, eine Blume so schön, daß ich Ihren Geschmack beneide — nicht doch — beneiden könnte", setzte er verbessernd hinzu, weil die Kurfürstin ihm leise den Arm drückte. „Ich könnte den Geschmack beneiden, sage ich, wenn ich nicht be-

reits die edelste und schönste Blume mein eigen nennen dürfte. Und wer ist der Glückliche, den die Gräfin wählte?“

Saint-Maurice trat mit der Zuversicht des Sieges einen Schritt vor; Therese aber schlug die Falten des um ihren Nacken gewundenen Spitzentuchs zurück, daß an ihrer Brust ein Strauß von Feldnelken sichtbar wurde; sie zog ihn hervor und reichte ihn Haunsberg, welcher ihn, sich auf ein Knie niederlassend, mit glühenden Wangen und einem Blick des Entzückens empfing.

„Wie, Gräfin“, rief Saint-Maurice halblaut, „Sie haben also Ihr Spiel mit mir getrieben?“

„Wie Sie mit Angela“, flüsterte die Gräfin entgegen. „Das ist meine Rache!“

„Rache wegen dessen, was ich Ihrer Feindin angethan?“

„Angela war meine Feindin nicht; aber auch wenn sie es gewesen wäre, was gilt das? Wo es darauf ankommt, eine Beleidigung zu rächen, die einer von unserm Geschlechte angethan wurde, kennen wir Frauen keine Feindschaft. Ich bedaure, Herr Chevalier, Sie müssen meinen schlechten Geschmack entschuldigen, aber mir ist die einfache Nelke doch lieber als die Rose.“

„Nun, meine Herren und Damen, wollen wir das

Feuerwerk wieder beginnen lassen", rief der Kurfürst; „hoffentlich werden wir endlich dazu kommen, unser Fest zu vollenden, und werden keine neue Unterbrechung mehr erleben!"

„Leider muß ich Durchlaucht noch eine solche bereiten", sagte der Marschall Villars, indem er vortretend sich ehrerbietig verneigte, während der Hof sich verwundert in engerem Kreise heranzog. „Ich bitte um Vergebung, wenn ich dieses heitere Fest störe und Durchlaucht hier förmlich überfalle; aber in der Stadt München haben sich Gerüchte bedenklicher Art verbreitet. Die Leute Eurer Durchlaucht sollen sich an einem meiner Untergebenen, an einem Angehörigen der Gesandtschaft Seiner Majestät von Frankreich vergriffen haben. Ich fliege trotz der Nacht hierher, um von Eurer Durchlaucht die Wahrheit zu erfahren und für das verletzte Ansehen meines Monarchen die gebührende Satisfaction zu begehren!"

„Das mögen Sie, mein Herr Marschall!" sagte Max Emanuel, der funkelnden Blicks sich heldenhaft aufrichtete, als stünde er auf den erstürmten Zinnen von Belgrad. „Es ist mir lieb, daß Sie hierher gekommen sind; Sie hätten mir keine bessere Gelegenheit geben können, Ihnen mit der verlangten Genugthuung zugleich den Bescheid, auf den Sie warten, zu ertheilen,

den Bescheid auf das Ansinnen, das Ihr König durch Sie an mich gerichtet hat. Hören Sie denn, Herr Marschall, welch befremdliche Dinge das Mitglied der Gesandtschaft, das Sie reclamiren, bei sich getragen hat! Das Mitglied der Gesandtschaft, das auf der That ergriffen wurde, einen meiner Kuriere mit räuberischer Gewalt aufzuheben! In seinen Händen fand sich dieses Schreiben, ein Brief aus der Kanzlei des Ministers Louvois. Hören Sie den Inhalt, Herr Marschall! Hören Sie, meine Herren und Damen! „Suchen Sie“, heißt es hier, „die Unterhandlungen so lange hinzuhalten, bis die Vorbereitungen Seiner Majestät vollständig getroffen sind! Sie werden von selbst ein Ende nehmen, sobald die Nachricht vom Einmarsch in die Pfalz zu Ihnen gelangt sein wird. Seine Majestät sind entschlossen, in dem widerspenstigen Deutschland diesmal ein Exempel zu statuiren; Sie wollen, daß das ganze Land am Rhein vernichtet und zum Schutz der französischen Grenzen für alle Zeit in eine Wüste verwandelt werden soll. Anliegend sende ich Ihnen Abschrift des dem Marschall Turenne gegebenen Verzeichnisses der deutschen Städte und Ortschaften, welche sammt ihren Einwohnern vernichtet und durch das Feuer zerstört werden sollen.“

Ein Gemurmel des Unwillens, ein Brausen aufsteigenden Zornes durchlief ungestüm die Versammlung; es bedurfte des vollen Ansehens des Fürsten, um den Ausbruch zurückzuhalten.

„Dies meine Antwort“, begann Max Emanuel wieder, „wegen Ihrer Beschwerde über Verletzung des Gesandtschaftsrechtes. Als Bescheid aber auf den Antrag Ihres Königs, daß Bayern in dem Kriege, den er so plötzlich und so ungerechter Weise heraufbeschwört, neutral bleiben soll, mögen Sie meine Depesche an den Kaiserhof nach Wien kennen lernen, deren Inhalt zu erfahren Sie so begierig waren. Der Inhalt ist, daß ich zum Kaiser und zum Reiche stehe mit Allem, was ich habe und bin, und hinter mir steht mein ganzes Land und mein Volk! Reisen Sie, Herr Marschall, und reisen Sie eilend! Meine Leda wird den trefflichen Reiter nicht im Stiche lassen! Wenn Sie binnen vierundzwanzig Stunden noch in den Grenzen meiner Lande getroffen werden, achte ich das Recht der Gesandtschaft an Ihnen nicht mehr, so wenig als an dem elenden Kundschafter, den Sie mit sich nehmen mögen. Melden Sie das Ihrem König! Melden Sie ihm zugleich, diesmal werden alle Fürsten des Reichs deutscher Nation einträchtig dem Rufe des Kaisers folgen; diesmal haben Sie uns zu schlimmer Stunde

den Handschuh hingeworfen; diesmal werden Sie Deutschland einig finden!“

„Das wird Deutschland sehr ersprießlich sein“, entgegnete Villars mit kaltem, schroffem Hohne. „Ich kann nur wünschen, daß ein so rasches Werk auch von Dauer sein möge.“

„Das walte unser aller Gott und strafe unsrer Feinde Spott!“ rief Max Emanuel feierlich. „Die Fürsten des Reichs werden Treu' und Glauben halten und der Kaiser wird zu ihnen stehen als echter Reichsherr, und so mag es denn ankommen auf die blutige Entscheidung der Waffen; mit der gerechten Sache sei der Sieg!“

Der Marschall hatte sich bereits entfernt. „Nun, Chevalier“, rief er im Vorübergehen Saint-Maurice zu, der noch immer betroffen seitwärts stand, „leben Sie wohl, auf Wiedersehen!“

„Nicht doch“, erwiderte dieser hastig, „an diesem Hof, in diesem Lande ist meines Bleibens nicht mehr. Ich begleite Sie, lassen Sie mich mit Ihnen gehen!“

„Nein, mein Freund“, entgegnete der Marschall, „bleiben Sie immerhin, aber denken Sie an den Marschall Villars und wirken Sie für uns. Die gerühmte Eintracht wird nicht lange währen! Ich komme wieder,

Chevalier — auf Wiedersehen also, auf baldiges Wiedersehen!"

Unbeachtet verließen beide das Schloß. Dem Kurfürsten aber stellte sich noch einmal Rath Millauer in den Weg, der bisher vollauf beschäftigt gewesen, sich mit seinem Sohne und Zuleima zu versöhnen, seine Einwilligung zu ihrer Verbindung zu geben, dem tapfern Peterl Glück zu wünschen und sich über Stasi und Blasi und über den Scharfsinn seiner Köchin zu verwundern, welche wirklich beim ersten Anblick den entflohenen Schatz im Türkengewande wiedererkannt hatte.

„Durchlaucht", sagte Millauer, „Jedes hat seinen Theil bekommen, ich möchte mir auch eine Gnad' ausbitten."

„Meinetwegen", sagte Max Emanuel, indem er mit der Kurfürstin am Arme stehen blieb. „Was verlangt Er? Es soll Ihm bewilligt sein!"

„Ich danke ganz gehorsamst", sagte der Rath, „aber es wären halt drei Stücke, die ich mir ausbitten möchte. Das erste ist, daß ich den türkischen Zettel wiederbekomme; ich will den braunen Rock da, in dem ich heute und gestern so viel Angstschweiß geschwitzt hab', nicht mehr anziehen, sondern zum Andenken für meine Kinder und Kindeskinder aufheben; den Zettel

aber will ich drin stecken lassen. Das zweite Stück, das wäre, daß Kurfürstliche Durchlaucht mir erlauben, daß ich in meinen alten Tagen nicht mehr das Schönschreiben lernen muß. Ich bring' es wahrhaftig nicht mehr zu Wege; ich bin die alten Buchstaben und das K mit seinem Schnabel gar zu sehr gewohnt."

„Zugestanden", lachte der Kurfürst. „Und das Dritte?"

„Das Dritte", sagte Millauer bedenklich, „das betrifft die Türken. Mir kommt's auch vor wie Eurer Durchlaucht, ich mein' alleweil, ich wär' nicht der rechte Mann für ein solches Geschäft, wie die türkische Inspectorei, ich wollt', weiß Gott, lieber ein Sieb voll Flöh' hüten als das Gesindel, mit Respekt zu sagen. Ich möcht' also g'horsamst bitten, mich von sothaner Inspection wieder gnädigst entheben zu wollen."

„Auch das soll Ihm gewährt sein", sagte Max Emanuel. „Es wird auch nicht mehr nöthig sein, daß Wir weiter einen solchen Inspector bestellen. Wenn Wir in den Kampf ziehen für Deutschlands Ehre und Einheit, wollen Wir uns mit den gefangenen Burschen nicht länger schleppen und quälen, sie mögen heimkehren, alle, ohne Lösegeld; das des Khiaja-Pascha soll für sie alle gelten. Das soll Sein letztes Geschäft sein als Türkeninspector, daß Er den Leuten die Frei-

heit ankündet! Ich denke", fuhr er im Hinwegschreiten zu Maria Antonia gewendet fort, „es wird gut sein, wenn die Asiaten wieder aus unserm lieben München hinauskommen, sie haben schon genug Unruhe in die Stadt gebracht, und man wird wohl noch in später Zeit zu erzählen wissen von den Vorfällen dieser Tage und von den Türken in München."

Ende.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Die Schergen haben ihn schon fangen wollen, drum sind wir auf und davon und noch in Nacht und Nebel herausgelaufen, damit Durchlaucht sich ins Mittel legen!“

„Daran hatte ich nicht gleich gedacht“, sagte der Kurfürst. „Das ist allerdings ein schlimmer Handel, darauf steht schwere Strafe. Hast Du wirklich Deinen Glauben abgeschworen, Bursche?“

„Ach Gott, nein, es ist mir nicht eingefallen“, rief Blasi wehmüthig. „Ich hab' das Gewand nur angezogen und den Bund aufgesetzt, damit mich die wüthigen Türken nicht gespießt haben. Wie ich aber einmal in dem Gewand gesteckt bin, hat mich kein Mensch weiter drum gefragt. Ich bin ein so guter Christ als zuvor, und ich will ja Alles, was ich gethan hab', gern abbüßen und die Stasi heirathen. Wenn Durchlaucht nur befehlen wollten, daß mir der Stadtrichter nichts thun darf, und wenn ich, damit ich doch nicht umsonst ein Türke gewesen bin, in der Stadt München ein Kaffeehaus aufrichten dürft'!“

„Meinetwegen“, entgegnete der Kurfürst, „wenn Er Gäste bekommt, die den Kaffee trinken, will ich Ihm nicht zuwider sein. Nun, Eure Liebden“, fuhr er fort, indem er der Kurfürstin den Arm reichte, „das Fest Ihres Schützlings verspricht ja immer statt-

licher zu werden. Wir wollen es auch mit aller Feierlichkeit begehen, und nach der Taufe der Türkin sollen die drei Paare zugleich an den Altar treten."

„Drei?" erwiderte die Kurfürstin. „Nach dem, was meine liebe Gräfin Eisenreich mir vertraut, wird wohl noch ein viertes Paar hinzukommen. Sie hat versprochen, sich heute Abend zwischen den beiden Cavalieren zu entscheiden, die sich um ihre Hand bewerben. Erhöhen Sie die Heiterkeit des Abends, Gräfin, indem ich Sie als Braut begrüßen darf, und verkünden Sie Ihre Wahl!"

„In der That", rief Max Emanuel, „an Abwechslung fehlt es uns heute nicht! Sie also sind die glücklichen Bewerber, meine Herren?" fragte er, als der Chevalier Saint-Maurice und der Freiherr von Haunsberg aus den Reihen der Hofherren hervortraten, während gegenüber das tieferröthende Fräulein an der Seite der Kurfürstin stand. „Ich muß gestehen", fuhr er fort, sie näher betrachtend, „die Herren habe gute Augen! Mir ist diese schöne Blume in meiner nächsten Nähe noch gar nicht aufgefallen, eine Blume so schön, daß ich Ihren Geschmack beneide — nicht doch — beneiden könnte", setzte er verbessernd hinzu, weil die Kurfürstin ihm leise den Arm drückte. „Ich könnte den Geschmack beneiden, sage ich, wenn ich nicht be-

reits die edelste und schönste Blume mein eigen nennen dürfte. Und wer ist der Glückliche, den die Gräfin wählte?“

Saint-Maurice trat mit der Zuversicht des Sieges einen Schritt vor; Therese aber schlug die Falten des um ihren Nacken gewundenen Spitzentuchs zurück, daß an ihrer Brust ein Strauß von Feldnelken sichtbar wurde; sie zog ihn hervor und reichte ihn Haunsberg, welcher ihn, sich auf ein Knie niederlassend, mit glühenden Wangen und einem Blick des Entzückens empfing.

„Wie, Gräfin“, rief Saint-Maurice halblaut, „Sie haben also Ihr Spiel mit mir getrieben?“

„Wie Sie mit Angela“, flüsterte die Gräfin entgegen. „Das ist meine Rache!“

„Rache wegen dessen, was ich Ihrer Feindin angethan?“

„Angela war meine Feindin nicht; aber auch wenn sie es gewesen wäre, was gilt das? Wo es darauf ankommt, eine Beleidigung zu rächen, die einer von unserm Geschlechte angethan wurde, kennen wir Frauen keine Feindschaft. Ich bedaure, Herr Chevalier, Sie müssen meinen schlechten Geschmack entschuldigen, aber mir ist die einfache Nelke doch lieber als die Rose.“

„Nun, meine Herren und Damen, wollen wir das

Feuerwerk wieder beginnen lassen", rief der Kurfürst; „hoffentlich werden wir endlich dazu kommen, unser Fest zu vollenden, und werden keine neue Unterbrechung mehr erleben!"

„Leider muß ich Durchlaucht noch eine solche bereiten", sagte der Marschall Villars, indem er vortretend sich ehrerbietig verneigte, während der Hof sich verwundert in engerem Kreise heranzog. „Ich bitte um Vergebung, wenn ich dieses heitere Fest störe und Durchlaucht hier förmlich überfalle; aber in der Stadt München haben sich Gerüchte bedenklicher Art verbreitet. Die Leute Eurer Durchlaucht sollen sich an einem meiner Untergebenen, an einem Angehörigen der Gesandtschaft Seiner Majestät von Frankreich vergriffen haben. Ich fliege trotz der Nacht hierher, um von Eurer Durchlaucht die Wahrheit zu erfahren und für das verletzte Ansehen meines Monarchen die gebührende Satisfaction zu begehren!"

„Das mögen Sie, mein Herr Marschall!" sagte Max Emanuel, der funkelnden Blicks sich heldenhaft aufrichtete, als stünde er auf den erstürmten Zinnen von Belgrad. „Es ist mir lieb, daß Sie hierher gekommen sind; Sie hätten mir keine bessere Gelegenheit geben können, Ihnen mit der verlangten Genugthuung zugleich den Bescheid, auf den Sie warten, zu ertheilen,

den Bescheid auf das Ansinnen, das Ihr König durch Sie an mich gerichtet hat. Hören Sie denn, Herr Marschall, welch befremdliche Dinge das Mitglied der Gesandtschaft, das Sie reclamiren, bei sich getragen hat! Das Mitglied der Gesandtschaft, das auf der That ergriffen wurde, einen meiner Kuriere mit räuberischer Gewalt aufzuheben! In seinen Händen fand sich dieses Schreiben, ein Brief aus der Kanzlei des Ministers Louvois. Hören Sie den Inhalt, Herr Marschall! Hören Sie, meine Herren und Damen! „Suchen Sie“, heißt es hier, „die Unterhandlungen so lange hinzuhalten, bis die Vorbereitungen Seiner Majestät vollständig getroffen sind! Sie werden von selbst ein Ende nehmen, sobald die Nachricht vom Einmarsch in die Pfalz zu Ihnen gelangt sein wird. Seine Majestät sind entschlossen, in dem widerspenstigen Deutschland diesmal ein Exempel zu statuiren; Sie wollen, daß das ganze Land am Rhein vernichtet und zum Schutz der französischen Grenzen für alle Zeit in eine Wüste verwandelt werden soll. Anliegend sende ich Ihnen Abschrift des dem Marschall Turenne gegebenen Verzeichnisses der deutschen Städte und Ortschaften, welche sammt ihren Einwohnern vernichtet und durch das Feuer zerstört werden sollen.“ “

Ein Gemurmel des Unwillens, ein Brausen aufsteigenden Zornes durchlief ungestüm die Versammlung; es bedurfte des vollen Ansehens des Fürsten, um den Ausbruch zurückzuhalten.

„Dies meine Antwort", begann Max Emanuel wieder, „wegen Ihrer Beschwerde über Verletzung des Gesandtschaftsrechtes. Als Bescheid aber auf den Antrag Ihres Königs, daß Bayern in dem Kriege, den er so plötzlich und so ungerechter Weise heraufbeschwört, neutral bleiben soll, mögen Sie meine Depesche an den Kaiserhof nach Wien kennen lernen, deren Inhalt zu erfahren Sie so begierig waren. Der Inhalt ist, daß ich zum Kaiser und zum Reiche stehe mit Allem, was ich habe und bin, und hinter mir steht mein ganzes Land und mein Volk! Reisen Sie, Herr Marschall, und reisen Sie eilend! Meine Leda wird den trefflichen Reiter nicht im Stiche lassen! Wenn Sie binnen vierundzwanzig Stunden noch in den Grenzen meiner Lande getroffen werden, achte ich das Recht der Gesandtschaft an Ihnen nicht mehr, so wenig als an dem elenden Kundschafter, den Sie mit sich nehmen mögen. Melden Sie das Ihrem König! Melden Sie ihm zugleich, diesmal werden alle Fürsten des Reichs deutscher Nation einträchtig dem Rufe des Kaisers folgen; diesmal haben Sie uns zu schlimmer Stunde

den Handschuh hingeworfen; diesmal werden Sie Deutschland einig finden!"

„Das wird Deutschland sehr ersprießlich sein", entgegnete Villars mit kaltem, schroffem Hohne. „Ich kann nur wünschen, daß ein so rasches Werk auch von Dauer sein möge."

„Das walte unser aller Gott und strafe unsrer Feinde Spott!" rief Max Emanuel feierlich. „Die Fürsten des Reichs werden Treu' und Glauben halten und der Kaiser wird zu ihnen stehen als echter Reichsherr, und so mag es denn ankommen auf die blutige Entscheidung der Waffen; mit der gerechten Sache sei der Sieg!"

Der Marschall hatte sich bereits entfernt. „Nun, Chevalier", rief er im Vorübergehen Saint-Maurice zu, der noch immer betroffen seitwärts stand, „leben Sie wohl, auf Wiedersehen!"

„Nicht doch", erwiderte dieser hastig, „an diesem Hof, in diesem Lande ist meines Bleibens nicht mehr. Ich begleite Sie, lassen Sie mich mit Ihnen gehen!"

„Nein, mein Freund", entgegnete der Marschall, „bleiben Sie immerhin, aber denken Sie an den Marschall Villars und wirken Sie für uns. Die gerühmte Eintracht wird nicht lange währen! Ich komme wieder,

Chevalier — auf Wiedersehen also, auf baldiges Wiedersehen!"

Unbeachtet verließen beide das Schloß. Dem Kurfürsten aber stellte sich noch einmal Rath Millauer in den Weg, der bisher vollauf beschäftigt gewesen, sich mit seinem Sohne und Zuleima zu versöhnen, seine Einwilligung zu ihrer Verbindung zu geben, dem tapfern Peterl Glück zu wünschen und sich über Stasi und Blasi und über den Scharfsinn seiner Köchin zu verwundern, welche wirklich beim ersten Anblick den entflohenen Schatz im Türkengewande wiedererkannt hatte.

„Durchlaucht", sagte Millauer, „Jedes hat seinen Theil bekommen, ich möchte mir auch eine Gnad' ausbitten."

„Meinetwegen", sagte Max Emanuel, indem er mit der Kurfürstin am Arme stehen blieb. „Was verlangt Er? Es soll Ihm bewilligt sein!"

„Ich danke ganz gehorsamst", sagte der Rath, „aber es wären halt drei Stücke, die ich mir ausbitten möchte. Das erste ist, daß ich den türkischen Zettel wiederbekomme; ich will den braunen Rock da, in dem ich heute und gestern so viel Angstschweiß geschwitzt hab', nicht mehr anziehen, sondern zum Andenken für meine Kinder und Kindeskinder aufheben; den Zettel

aber will ich drin stecken lassen. Das zweite Stück, das wäre, daß Kurfürstliche Durchlaucht mir erlauben, daß ich in meinen alten Tagen nicht mehr das Schönschreiben lernen muß. Ich bring' es wahrhaftig nicht mehr zu Wege; ich bin die alten Buchstaben und das K mit seinem Schnabel gar zu sehr gewohnt."

„Zugestanden", lachte der Kurfürst. „Und das Dritte?"

„Das Dritte", sagte Millauer bedenklich, „das betrifft die Türken. Mir kommt's auch vor wie Eurer Durchlaucht, ich mein' alleweil, ich wär' nicht der rechte Mann für ein solches Geschäft, wie die türkische Inspectorei, ich wollt', weiß Gott, lieber ein Sieb voll Flöh' hüten als das Gesindel, mit Respekt zu sagen. Ich möcht' also g'horsamst bitten, mich von sothaner Inspection wieder gnädigst entheben zu wollen."

„Auch das soll Ihm gewährt sein", sagte Max Emanuel. „Es wird auch nicht mehr nöthig sein, daß Wir weiter einen solchen Inspector bestellen. Wenn Wir in den Kampf ziehen für Deutschlands Ehre und Einheit, wollen Wir uns mit den gefangenen Burschen nicht länger schleppen und quälen, sie mögen heimkehren, alle, ohne Lösegeld; das des Khiaja-Pascha soll für sie alle gelten. Das soll Sein letztes Geschäft sein als Türkeninspector, daß Er den Leuten die Frei-

heit ankündet! Ich denke", fuhr er im Hinwegschreiten zu Maria Antonia gewendet fort, „es wird gut sein, wenn die Asiaten wieder aus unserm lieben München hinauskommen, sie haben schon genug Unruhe in die Stadt gebracht, und man wird wohl noch in später Zeit zu erzählen wissen von den Vorfällen dieser Tage und von den Türken in München."

Ende.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Schmid, Hermann <<von>>,

Die Türken in München Roman

Bd.: 2

Leipzig (1872)